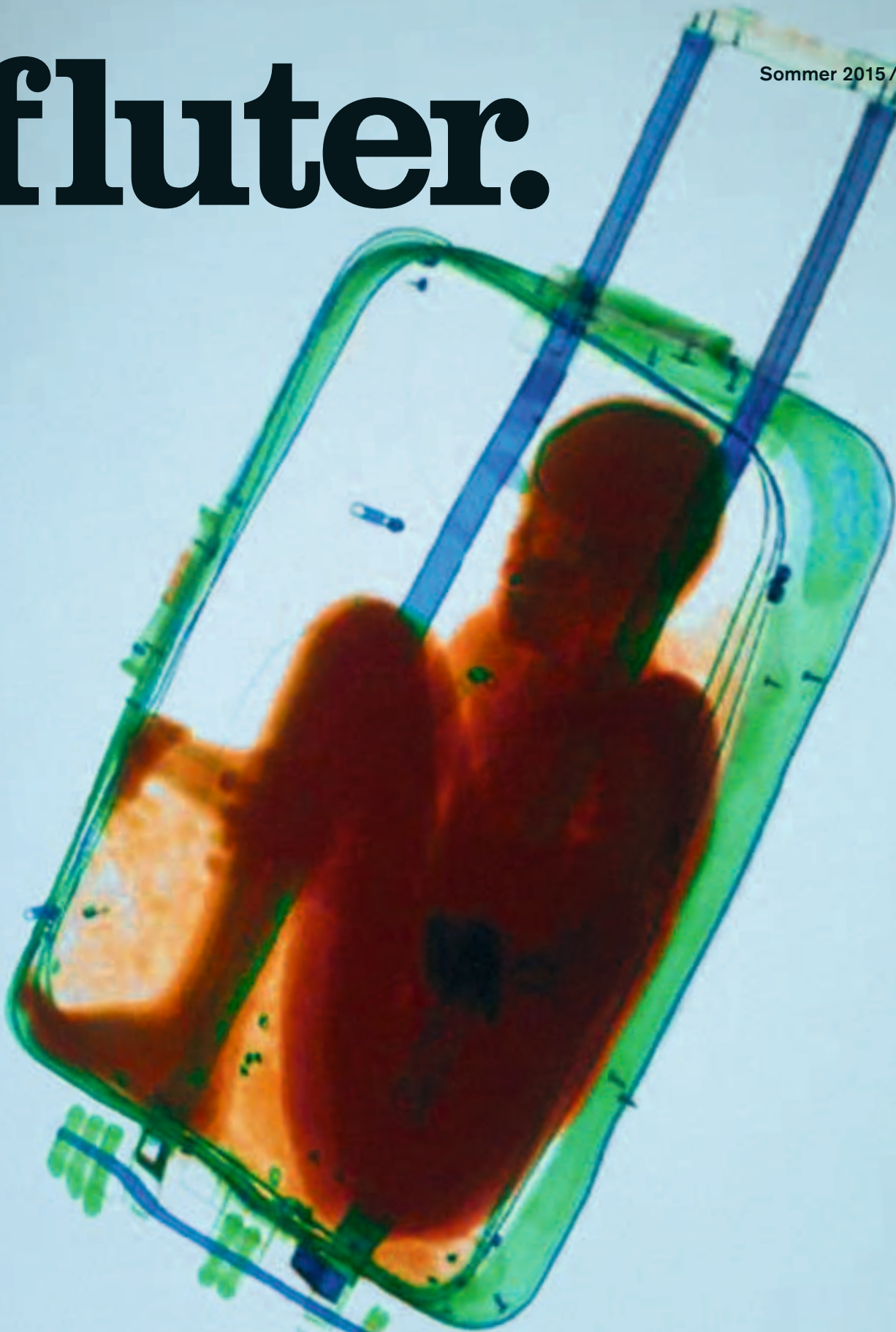


fluter.

Sommer 2015 / Nr. 55



Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Thema: Flucht



**Bevölkerungszahl
der USA:
318,9 Millionen**

**Anzahl der
US-Amerikaner mit
deutschen Vorfahren:
50 Millionen***

**Migration gehört zu
unserer Welt**

Weitere Fakten und Geschichten zum Thema Ein- und
Auswanderung unter: www.bpb.de/migration

Editorial

→ Flucht hat viele Gesichter. Millionen Menschen machen sich jedes Jahr weltweit auf die Flucht. Die massenmediale Wahrnehmung dieses Geschehens bietet uns hier in Deutschland oft nur einen begrenzten Ausschnitt. In den letzten Monaten ist die Flucht von Tausenden Menschen über das Mittelmeer nach Europa in den Fokus gerückt. Schnell wird dann versucht, politisches Kapital zu gewinnen, indem Ängste geschürt oder vermeintlich einfache Lösungen präsentiert werden. Für eine realistische Perspektive lohnt der Blick auf die konkrete Vielfalt dieses Geschehens.

Wer flieht, begibt sich in Gefahr. Doch die Angst vor Bürgerkriegen, Gewalt und Elend ist oft größer als die vor einem ungewissen Ausgang der Flucht. Die zunehmend auch Folge des Klimawandels ist, der Überflutung, Dürre und Hunger bringt. Gewalt kann aber schon im eigenen Land zur Flucht drängen, wie in Kolumbien. Oder hier in Deutschland, wenn die Vorstellung des selbstbestimmten Glücks in brutalem Kontrast zu den traditionellen Wertvorstellungen der eigenen Familie gerät.

Flüchtlinge haben Rechte. Das Recht auf Asyl ist ein Menschenrecht und hat in Deutschland Verfassungsrang. Das ist auch eine Konsequenz der eigenen historischen Erfahrung millionenfacher Vertreibung. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte Deutschland anteilig vergleichbar viele Flüchtlinge zu integrieren wie gegenwärtig zum Beispiel Syriens Nachbarstaaten. In vielen Familiengeschichten ist so bei uns ein Resonanzraum geborgen für den konkreten Umgang mit den Vertriebenen von heute.

Flucht wird auch zum Geschäft. Die Profitraten der Schlepperorganisationen sind extrem hoch. Entsprechend professionell aufgestellt sind sie, vergleichbar mit dem internationalen Drogenhandel in der Hand organisierter Kriminalität. Der polizeiliche und militärische Kampf dagegen ist schwierig, die politische Zielstellung oft widersprüchlich.

Was aber kann die Lösung sein? Wozu sind die europäischen Gesellschaften bereit? Welche Kraft zur Gestaltung von Integration können sie aufbringen? Die prekäre Lage der Flüchtlinge verweist auch auf die eigenen inneren Widersprüche. Wie offen für die Nöte, kulturellen Spannungen und sozialen Probleme der Menschen sind wir wirklich? Was kann und muss getan werden? Die Unterscheidung, wann ein Mensch Flüchtling ist und wann „nur“ ein Auswanderer, ist nicht einfach zu ziehen. Der institutionelle Aufwand, um hier Rechtssicherheit zu geben, ist beträchtlich.

Jede Einwanderung ist für die aufnehmenden Gesellschaften eine Herausforderung. Es gibt auch in Deutschland die Angst vor Überforderung, eine instinktive Abweisung, quer durch alle Schichten. Es gibt aber auch eine erneuerte Kultur der Offenheit, sich der Flüchtlinge anzunehmen. Es hat sich einiges getan. Es bleibt mehr als genug zu tun. Thorsten Schilling

Unser Cover ist an der Grenze zu Ceuta entstanden – einer spanischen Exklave in Nordafrika. Eine Marokkanerin wollte einen achtjährigen Jungen in einem Rollkoffer über die Grenze schmuggeln und wurde erwischt



Die US-amerikanische Fotografin Shannon Jensen hat im Südsudan Schuhe fotografiert, in denen Menschen teilweise Hunderte Kilometer geflohen sind

Inhalt



Was Menschen vertreibt

6

WARM DRAN

Unter dem Klimawandel leiden Millionen Menschen

6

LAND UNTER

Wie der Präsident des Inselstaates Kiribati Vorsorge betreibt

8

RETTE MICH

Nabil und Tom lernten sich beim Couchsurfen kennen, der Krieg in Syrien führte sie wieder zusammen

13

HAUT BLOSS AB

Man kann auch in seinem eigenen Land auf der Flucht sein

Kein Entkommen!
Das fluter-Abo ist gratis:
www.fluter.de/abo



14

COMEBACK

Aus dem Kosovo gehen viele Menschen nach Deutschland – viele kehren auch wieder zurück

17

ICH WILL EIN NEUES LEBEN BEGINNEN

Michel verlässt Frankreich, weil er sich nicht mehr sicher fühlt

18

AUF UND DAVON

Nach dem Krieg waren Millionen Deutsche auf der Flucht

21

DIE GESCHICHTE VON AVESTA UND AZAD Zwei, die abgehauen sind

Wie Menschen flüchten

26

DER WEG ÜBER DAS WASSER

Unser Schaubild zeigt die Flüchtlingsrouten im Mittelmeer

28

„JE MEHR WIR UNS ABSCHIRMEN, DESTO MEHR TOTE WIRD ES GEBEN“

Das Schleusen von Menschen über Grenzen ist ein Millionengeschäft. Gespräch mit einem Kriminologen

33

HIERGEBLIEBEN

Wie die Asylverfahren in Deutschland laufen

34

DURSTSTRECKE

Zwischen den USA und Mexiko liegt eine brutale Grenze

36

EISKALT

Erst floh er aus der DDR in den Westen, dann kletterte er wieder zurück. Eine unglaubliche Geschichte

Wo Menschen landen

40

MEGALAGER

Im weltgrößten Flüchtlingscamp Dadaab in Kenia leben rund 350.000 Menschen

42

HÖSGELDINIZ

Die Türkei nimmt viele Menschen aus Syrien auf

44

PACK MAL MIT AN

Es gibt viele Initiativen, in denen Flüchtlinge aktiv sind

45

BLEIBT, WO IHR SEID

In einem noblen Hamburger Stadtteil wehren sich manche gegen ein Asylbewerberheim

48

SARAH RENNT

Wie man als Prostituierte den Verhältnissen entkommt

49

ZURÜCK AUS DIGITALIEN

Einer, der sich im Internet verirrt hat und wieder herausfindet

50

IMPRESSUM

Was Menschen vertreibt

Oft sind Naturkatastrophen der Grund dafür, dass Menschen ihre Heimat verlassen. Unser Bild zeigt Retter nach einem Erdbeben in Nepal

1

GENFER FLÜCHTLINGSKONVENTION

Wer ist ein Flüchtling, welche Rechte und Pflichten hat er, welche Hilfe muss ein Gastland leisten – das alles steht in der Genfer Flüchtlingskonvention, die eigentlich „Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge“ heißt. Demnach darf ein Mensch nicht in ein Land zurückgeschickt werden, in dem er Verfolgung, Folter oder andere Menschenrechtsverletzungen fürchten muss. Weil das nach dem Zweiten Weltkrieg nur für Europäer galt, wurde die Konvention 1967 durch ein Zusatzprotokoll ergänzt, das 146 Staaten unterzeichneten.

Warm dran

Länder versteppen, Inseln gehen unter: Der Klimawandel sorgt dafür, dass es in Zukunft ein Vielfaches mehr an Flüchtlingen geben wird. Im Bürokratie-Sprech heißt das Problem „klimainduzierte Migration“

Von Lukas Wohner

→ Die Erderwärmung ist kein Mensch. Klingt banal, ist aber sehr bedeutsam. Zum Beispiel für Ioane Teitiota, der in Neuseeland Asyl für seine Familie und sich gesucht hat, weil seine Heimat, der Inselstaat Kiribati, im Meer zu versinken droht. Der Antrag wurde abgewiesen, denn als Flüchtling gilt nur, wer vor einem menschlichen Verfolger flieht. Und die Erderwärmung ist nun mal kein Mensch.

Dabei haben Wetterkatastrophen wie Fluten, Dürren und Stürme dazu geführt, dass seit 2008 mehr als 140 Millionen Menschen ihre Heimat verlassen mussten. Das sagt die NGO Internal Displacement Monitoring Centre (IDMC). Bis 2050 sollen es verschiedenen Experten zufolge mindestens 200 Millionen sein – auch wegen des Klimawandels.

Statt von Klimaflüchtlingen sprechen Politiker lieber von „klimainduzierter Migration“. Das klingt fast, als verließen diese

Menschen ihre Heimat freiwillig. Und das heißt auch: Wer Asyl sucht, weil im Pazifik Inseln versinken oder in der afrikanischen Sahelzone die Ernte vertrocknet, darf abgeschoben werden. Dabei hat ja die westliche Industrialisierung durch den vermehrten Ausstoß von Treibhausgasen entscheidend zur Erderwärmung beigetragen.

Wie aber sollen diese Menschen überhaupt den Nachweis erbringen, dass der Klimawandel ihre Flucht verursacht hat? „Die Wissenschaft ist dazu nicht in der Lage“, sagt Staatsrechtler Walter Kälin von der 2012 gegründeten Nansen-Initiative, die den Zusammenhang von Migration und Umweltkatastrophen untersucht. Selbst wenn es den Status „Klimaflüchtling“ gäbe, könnten solche Asylgesuche leicht abgewiesen werden, so Kälin. Außerdem benachteilige der Begriff jene, die vor Naturkatastrophen wie Erdbeben fliehen.

Am ehesten lässt sich der Zusammenhang zwischen Klima und Flucht noch für Inselstaaten herstellen, die allmählich im Meer versinken. Doch die Menschen dort, berichtet Kälin, scherten sich nicht um den Flüchtlingstitel. Stattdessen forderten sie Maßnahmen: solche, die den Schaden der Erderwärmung möglichst gering halten, solche, die ihnen dabei helfen, möglichst lange auf ihren Inseln bleiben zu können, und solche, um im Ernstfall gut vorbereitet auswandern zu können. Die Nansen-Initiative, in der sich auch Deutschland engagiert, will deshalb eine erfahrungsbasierte Schutzagenda erstellen. Sie soll regeln, wie die internationale Gemeinschaft am besten mit Menschen umgeht, die trotz aller Vermeidungsstrategien wegen extremer Wetterereignisse ihre Heimat verlassen müssen.

Übrigens: Neuseeland hat 2014 einer Familie vom Inselstaat Tuvalu Asyl gewährt. Auch diese Menschen waren gekommen, weil sie die Folgen des Klimawandels fürchteten. Klimaflüchtlinge gibt es offiziell nicht, daran ändert auch dieses Urteil leider nichts. ←

Land unter

Weil Kiribati abzusaufen droht, hat der Präsident Land auf Fidschi gekauft

→ 26 Zentimeter mehr sind wahrscheinlich, schlimmstenfalls könnten es auch 82 werden – bis zum Ende dieses Jahrhunderts im Vergleich zum Ende des vorigen Jahrhunderts.

Das sagt der Weltklimarat über den Anstieg des Meeresspiegels infolge des Klimawandels. Die wichtigsten Ursachen: Aufgrund der Erderwärmung dehnen sich die Ozeane aus, gleichzeitig schmilzt das Landeis ab. Das betrifft vor allem Insel- und tief liegende Küstennationen, von denen sich 44 zur Allianz kleiner Inselstaaten zusammengeschlossen haben. Sie fordern eine Begrenzung des globalen Temperaturanstiegs auf maximal 1,5 Grad Celsius, sonst könnten schon einzelne Flutwellen ihren Lebensraum zerstören. Genau wie andere klimabedingte Wetterextreme – Wirbelstürme, Starkregen, Dürren – und die Versauerung der Ozeane. Der Staat Kiribati mit seinen 104.000 Einwoh-

nern besteht aus 32 Atollen und einer Insel, die mehrheitlich keine zwei Meter über dem Meeresspiegel liegen. Der Klimawandel macht sich dort bereits bemerkbar: Erosionen, Flutwellen, steigender Meeresspiegel. Wenn es so weitergeht, dürfte Kiribati eines der ersten Länder sein, das buchstäblich untergeht. Auch deshalb hat Präsident Anote Tong rund 20 Quadratkilometer Land auf Fidschi gekauft. „Wir hoffen, dass wir nicht alle auf diesem Stück Land unterbringen müssen“, sagte Tong einer Nachrichtenagentur. Eigentlich sei es eher als Einnahmequelle wie etwa für die Landwirtschaft gedacht. Kritiker halten das Ganze für eine Publicity-Aktion, die Aufmerksamkeit auf die Belange Kiribatis lenken soll. Auch die Malediven wollten einst Territorium in Indien oder Australien kaufen. Mittlerweile schütten sie ihre Inseln mit Sand auf. ←

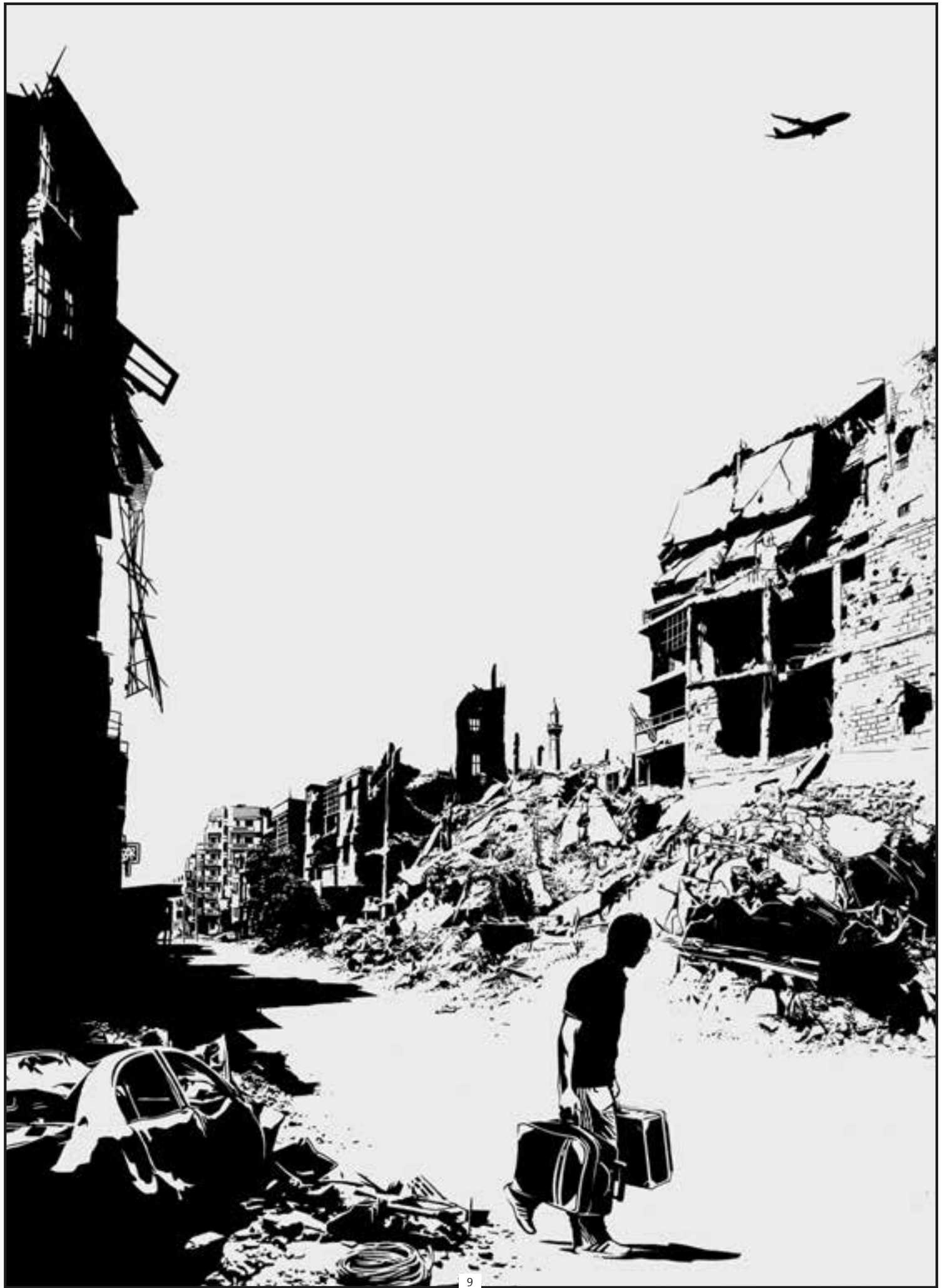


Nur weg

„2014 war ein katastrophales Jahr für Millionen von Menschen, die unter der Bedrohung durch Entführungen, Folter, sexualisierte Gewalt, Anschläge, Artilleriefeuer und Bomben auf Wohngebiete leben mussten.“ Das sagt Selmin Çaliskan, Generalsekretärin von Amnesty International Deutschland. Tatsächlich sorgen Kriege und Konflikte weltweit für Flüchtlingsströme – auch in diesem Jahr. Unser Bild zeigt Angehörige der Volksgruppe der Rohingya, einer muslimischen Minderheit, die im vornehmlich buddhistischen Myanmar (früher Burma) lebt, aber nicht als Staatsbürger anerkannt wird. Nach Überfällen u.a. durch buddhistische Extremisten sind viele Richtung Thailand und Malaysia geflohen. Auf ihrer Flucht über das Meer werden sie oft Opfer von Entführern, die sie foltern und bei den Angehörigen Geld erpressen wollen.

Rette mich

Illustration von Gregory Gilbert-Lodge



2011 reist Tom Scheunemann durch Syrien. In Homs trifft er Nabil. Drei Jahre später ist Homs eine zerstörte Stadt, und Nabil bittet Tom um Hilfe: Er soll ihn nach Deutschland holen. Die Geschichte einer Odyssee durch deutsche Amtsstuben und syrisches Kriegsgebiet

Von Alexandra Rojkov

→ Der Krieg erreicht Tom an einem Dienstag im Mai. In Göttingen, seiner Studienstadt, regnet es in Strömen. Das Semester hat gerade begonnen, Tom die ersten Vorlesungen hinter sich gebracht. Politik im Haupt-, Ethnologie im Nebenfach. An jenem Dienstag bekommt er eine Facebook-Nachricht, geschrieben auf Englisch, abgeschickt von einem Computer in Homs, Syrien:

Nabil Talab, 14. Mai 2013 um 11:09:

„Hey, Tom! Wie geht es dir? Ich hoffe, du bist zufrieden und alles in deinem Leben läuft gut. Ich muss dich um einen Gefallen bitten. Einen riesigen Gefallen.“

Tom Scheunemann, dunkle Locken, Stoppelbart, ist ein neugieriger Mensch. Er ist allein durch Südamerika gereist, studierte ein halbes Jahr im Sudan. Im Februar 2011 fliegt Tom in den Nahen Osten: erst nach Jordanien, dann nach Syrien. In Damaskus nimmt ihn ein Couchsurfer auf. Als Tom nach Homs weiterreisen möchte, bietet der Couchsurfer ihm einen Schlafplatz bei einem Freund an. Nabil, ein schwächlicher Medizinstudent, holt Tom am Busbahnhof in Homs ab.

Der Ort, drittgrößte Metropole Syriens, boomt zu dieser Zeit, Neubauten säumen den Stadtrand. In einem dieser Häuser bewohnt Nabil ein Zimmer. Tom schläft auf dem Teppichboden.

Tagsüber schlendern Tom und Nabil durch die Stadt, die Abende verbringen sie in einer Bar. Sie spielen Tischtennis, trinken Bier. Nabils Englisch ist fließend und fehlerfrei. Er hört amerikanischen Rap und bewundert den Westen, wo sich die Religion nicht in persönliche Belange einmischt. Über Persönliches sprechen sie kaum. Sie adden einander bei Facebook, und nach drei Tagen macht sich Tom auf den Weg nach Aleppo. Eine Reisebekanntschaft, wie sie jeder Backpacker unterwegs schließt, scheint ihr Ende zu nehmen. Tom denkt nicht, dass er noch einmal von Nabil hört.

Nabil Talab, 14. Mai 2013 um 11:09:

„Ich plane einen Besuch in Europa. Wie du weißt, ist es fast unmöglich, ein Schengen-Visum zu bekommen, besonders wenn man aus Syrien kommt. Darum muss meine Bewerbung perfekt sein, und dafür brauche ich ein Einladungsschreiben. Glaubst du, dass du mir helfen kannst? Alles Liebe, Nabil“



Als Tom die Nachricht liest, lebt er gerade in einer 4er-WG. Sein Zimmer ist geschmückt mit Mitbringsehn: Muscheln aus Panama, eine Holzmaske aus Südafrika, Fotos aus Costa Rica, wo seine Freundin an einer deutschen Schule lehrte. Er spielt Handball und kellnert in einer Bar, am Wochenende kocht er mit Freunden indisches Curry.

Zur gleichen Zeit sind am anderen Ende der Welt Millionen Syrer auf der Flucht. Mehr als 70.000 sind schon gestorben. Tom weiß das, er sieht es in der „Tagesschau“, liest es in Online-Zeitungen. Dann denkt er an Syrien: an Daraa, wo die Revolution begann und wo Nabils Familie lebt. An Aleppo, das einmal wunderschön war und dessen Fluss nun Leichen anschwemmt.

Aber Tom ist auch mit seinem eigenen Leben beschäftigt: Er muss Prüfungen bestehen und Geld verdienen. Von den Artikeln über Syrien bleibt eine flüchtige Beklemmung, aber in Wahrheit ist das Elend weit weg. Bis zu jenem Dienstag im Mai.

Als er Nabils Nachricht liest, ist Toms erster Gedanke: Bin ich stark genug? Will ich diese Verantwortung tragen?

Und einen Moment später, sagt Tom heute, habe er gewusst: „Ich muss. Ich kann ein Leben retten.“

Tom Scheunemann, 14. Mai 2013 um 12:24:

„Hi Nabil. Mir geht es gut ... hab viel zu tun. Ich muss im Moment viel lernen. Natürlich werde ich alles tun, was ich kann, um dich hierher zu bringen. Ich muss mich ein bisschen informieren: Wie so ein Brief aussieht, was du brauchst. Ich melde mich wieder, wenn ich mehr Infos habe.“

Tom Scheunemann, 14. Mai 2013 um 21:27:

„Ich muss dich nur eines fragen. Willst du nach Europa kommen, um dich mal umzusehen? Oder ist das Teil eines größeren Plans? Möchtest du in Europa bleiben?“

Nabil ist ehrlich: Er will Syrien für immer verlassen und bittet Tom um Hilfe. „Ich hätte Nein sagen können“, sagt Tom, „er hätte es verstanden.“

Aber mit welcher Begründung? Sorry, ich muss gerade studieren?

Göttingen hat eine große linke Szene, Tom wendet sich an die Antifa. Doch die helfen eher Flüchtlingen, die schon in Deutschland sind. Wie man jemanden legal ins Land bringt, wissen sie nicht. Er trifft sich mit einer Anwältin, kontaktiert Behörden. Das Ausländeramt ist nur knapp fünf Stunden pro Woche erreichbar: Montag, Dienstag und Mittwoch von 14 bis 15.30 Uhr. Tom telefoniert zwischen den Vorlesungen.

Tom Scheunemann, 15. Mai 2013 um 17:04:

„Ich bin genauso verloren und verwirrt wie du ...“

Nabil Talab, 24. Mai 2013 um 00:12:

„Klar, Mann ... Aber du rettetest mein beschissenes Leben.“

Tom Scheunemann, 24. Mai 2013 um 00:13:

„Wenn ich es schaffe, ist es das Beste, was ich je getan habe.“

Die Informationen, die man Tom gibt, sind widersprüchlich. Man schickt ihn immer weiter: zur nächsten zuständigen Behörde, der nächsten Anlaufstelle. Mit jedem Anruf, jeder patzigen Antwort versteht Tom zwei Paragraphen mehr. Er erkennt

den einzigen Weg durch dieses Labyrinth der Vorschriften: Nur wer dem Staat nutzt, darf nach Deutschland. Ein Medizinstudent ohne Einkommen – wie Nabil – ergibt eine Verlustrechnung. Ein Visum wird damit aussichtslos.

Tom Scheunemann, 9. Juni 2013 um 15:34:

„Hey, ich habe eben gelesen, dass die syrische Armee die Rebellen nach Norden abdrängt ... Angeblich wollen sie Homs heute oder morgen einnehmen. Bitte sag mir, wie es dir geht oder ob du abhauen kannst. Bist du sicher dort, wo du jetzt bist?“

Nabil Talab, 9. Juni 2013 um 19:43:

„Hallo, mein Freund, mir geht es gut. Ich lerne jeden Tag Deutsch. Ja, sieht so aus, als würden die nächsten Tage ziemlich scheiße werden. Aber wir kommen schon klar ...“

Die Front zwischen den Rebellen und den Assad-Truppen verläuft mitten durch Homs. Im Juni 2013 beschießt die Artillerie der syrischen Armee abtrünnige Viertel mit Mörsern und Raketen. Auch das Haus, in dem Nabil einst lebte, wird getroffen. Der ganze Bezirk steht schon lange leer, die Bewohner sind geflohen. Die Bar, in der Tom und Nabil vor zwei Jahren Bier tranken, ist zerstört.

Tom ruft bei Kliniken an und versucht, Nabil einen Praktikumsplatz zu besorgen, schreibt Anfragen an Ärzte und Aktivisten. Mehrere Stunden verbringt er pro Woche damit. Dabei versucht Tom, so nüchtern wie möglich zu bleiben. Die Bürokratie beschäftigt ihn, aber sie schützt ihn auch. Vor den Bildern der Kämpfe in Syrien, der Frage, wer Schuld hat am Leid der Welt, und warum er, Tom, in einer studentischen Idylle lebt und Nabil in einer zerstörten Stadt. Manchmal denkt Tom daran, Nabil einfach zu holen: mit dem Auto in die Türkei und an die syrische Grenze. Ein Konflikt, Tausende Kilometer entfernt, ist Tom auf einmal ganz nah. Der Krieg hat sich in seinem WG-Zimmer eingenistet, er blickt ihm ins Gesicht, wann immer er den Computer anschaltet.

Wenn Tom Freunden von Nabil erzählt, erntet er Anerkennung. Doch er merkt auch: Sie teilen seine Systemkritik, aber die Last, den Krieg teilen – das möchten sie nicht. Tom bleibt mit der Verantwortung allein.

Er ist seinen Freunden deshalb nicht böse. „Ich wollte es zwischendurch auch nicht mehr. Ich war so müde davon“, sagt Tom heute. Was ging ihn diese Not im Nahen Osten eigentlich an? Warum ließ er sich davon sein Leben trüben? „Man schämt sich schnell für solche Gedanken“, sagt er.

Nach unzähligen Anrufen und E-Mails findet Tom ein Krankenhaus, das bereit ist, Nabil als Hospitanten aufzunehmen. Zusätzlich organisiert Tom einen Sprachkurs in Hamburg und bittet seine Mutter, eine Erklärung zu unterschreiben, mit der sie sich dazu verpflichtet, finanziell für Nabil aufzukommen. Sie willigt auch ein, Nabil für die erste Zeit aufzunehmen. Im Januar 2014 bekommt Nabil einen Termin in der deutschen Botschaft in Beirut. Seine Motivation soll überprüft werden.



WOHER UND WOHNIN

Länder, aus denen die meisten

Flüchtlinge kommen

1. **Syrien (3,9 Mio.)**
2. **Afghanistan (2,7 Mio.)**
3. **Somalia (1,1 Mio.)**
4. **Sudan (670.300)**
5. **Süd-Sudan (508.600)**

Länder, die die meisten syrischen

Flüchtlinge aufgenommen haben

1. **Türkei (1,6 Mio.)**
2. **Libanon (1,2 Mio.)**
3. **Jordanien (619.000)**
4. **Irak (236.000)**
5. **Ägypten (138.100)**

Flüchtlinge weltweit

1990: 17,5 Mio.

2000: >12 Mio.

2005: <9 Mio.

2014: 13 Mio.

Quelle: UNHCR, Stand: 1. Hj. 2014;
NRC, Stand: Ende 2014

Dafür reist Nabil in den Libanon. „Wer ist dieser Tom?“, fragt ihn die Sachbearbeiterin. „Ein echter Freund“, antwortet Nabil.

Nach dem Gespräch meldet er sich: Es sei gut gelaufen, er mache sich auf den Weg zurück nach Homs. Nabil will seine Sachen holen, Syrien ein letztes Mal Lebewohl sagen. Viel übrig ist davon ohnehin nicht mehr.

Tom packt währenddessen seine Sachen in Kisten. Sein Studium ist bald zu Ende. Ihm fehlen noch 15 Seiten seiner Bachelorarbeit, und er fragt sich, welchen Weg er danach einschlagen wird.

Nabil Talab, 14. Januar 2014 um 19:47:

„Ich hoffe, ich halte dich mit meinen Scheißproblemen nicht auf.“

Tom Scheunemann, 14. Januar 2014 um 19:48:

„Jetzt ist es ja fast vorbei. Nur noch Hoffen und Warten.“

Zwei Tage später, am 16. Januar 2014, nach fast einem Jahr und mehr als 5.000 Facebook-Nachrichten, reißt der Kontakt ab.

Nabil antwortet nicht auf E-Mails, sein Handy ist aus. Seine Freundin weiß nicht, wo er steckt, Freunde fahren los, um ihn zu suchen. Am Grenzübergang zum Libanon verliert sich seine Spur.

„Ich dachte: Es ist vorbei“, sagt Tom. „Er liegt irgendwo angeschossen im Straßengraben. Oder er wird gefoltert. Oder er ist tot.“

Tom geht noch immer in die Bibliothek und arbeitet an seiner Bachelorarbeit, aber er schafft es nicht, sich zu konzentrieren. Einmal bricht er zusammen und weint stundenlang. Weil er am Ende doch machtlos war gegen die deutschen Visa-Bestimmungen und gegen die Gewalt im Krieg.

Vier Wochen vergehen, dann erhält er eine Nachricht.

Nabil Talab, 10. Februar 2014 um 07:24:

„Hallo, mein lieber Freund. Ich bin raus. Ich lasse dich wissen, wie es weitergeht. Mir geht's gut. Mein Körper ist nur ein bisschen schwach. Ich kann nichts tun. Außer heulen wie ein Baby.“

Tom Scheunemann, 10. Februar 2014 um 17:57:

„Mein Freund, ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin. Ich hab mir solche Sorgen gemacht. Jeden Tag meine Nachrichten gecheckt.“

Kurz hinter der Grenze war Nabil festgenommen worden. Genauso willkürlich ließen ihn die syrischen Behörden nach einigen Wochen wieder frei. Nach seiner Rückkehr ist Nabils Tonfall verändert. Seine Nachrichten, die selbst in Kriegzeiten leicht und scherzhaft blieben, klingen plötzlich düster.

Nabil Talab, 10. Februar 2014 um 21:20:

„Die Welt ist ein furchtbarer Ort, mein Freund. Als ich einsaß, habe ich keine einzige Träne geweint. Jetzt kann ich nicht aufhören.“

Tom Scheunemann, 10. Februar 2014 um 21:21:

„Dort, wo du gerade bist, ist die Welt vielleicht furchtbar ... Aber bitte vergiss nicht ... Sie kann so wunderschön sein.“

Tom vermutet, dass Nabil in der Haft gefoltert wurde –

aber er hakt nicht nach. So wie er nie nach Nabils Motiven gefragt hat. Nabil ist kein politischer Aktivist, er wird nicht gesucht wie andere, die sich im syrischen Widerstand engagieren. Ihnen bei der Flucht zu helfen wäre vielleicht dringender nötig. Aber Nabil hat eine Ausbildung, die in Deutschland angesehen und rar ist. Um mehr als ein Leben zu retten, das spürt Tom – dafür reicht seine Kraft nicht. „Die Welt ist so ungerecht“, sagt Tom. „Und jetzt, nur dieses eine Mal, kann ich etwas ändern.“

Im März 2014 besteigen Nabil und seine Freundin in Homs das Auto eines libanesischen Bekannten. Er bringt die beiden an die Grenze, verhandelt mit den Soldaten am Checkpoint. Nabil bekommt sein Visum für zwei Monate. Mit seiner Freundin lebt er in einem Zimmer, das 700 Dollar kostet. Im Libanon gibt es kaum Arbeit; der Flüchtlingsstrom aus Syrien hat die Stimmung zusätzlich angeheizt. Nabil lebt von Erspartem und hofft jeden Tag, dass das Visum aus Deutschland kommt.

Nabil Talab, 3. April 2014 um 15:32:

„Hey, Kumpel. Hab die Botschaft heute angerufen. Weißt du was?!? Ich hab das Visum. 6 Monate.“

Tom Scheunemann, 4. April 2014 um 16:33:

„WAAAAAAS????????????????“

Tom Scheunemann, 4. April 2014 um 16:34:

„Haben wir es geschafft?“

Tom Scheunemann, 4. April 2014 um 16:37:

„Unglaublich.“

In Beirut senkt sich der Abend über die Minarette und Kirchtürme, und Nabil packt. Drei Hosen, fünf T-Shirts, ein Pullover, zwei Hemden. Eine deutsche Zeitschrift, die ihm ein Austauschstudent geschenkt hat. Dazwischen, sorgfältig verstaut, ein Stapel so dick wie ein Daumen: Dokumente. Zeugnisse, Urkunden, Ausweiskopien. Ein Leben in Klarsichthüllen. Zum Schluss legt er seinen Pass auf den Koffer. Auf Seite 7 klebt das deutsche Visum. „Es ist das Wertvollste, das ich je besessen habe“, sagt Nabil.

Er hat die Aura eines Philosophiestudenten: schmales Kinn, eckige Brille. Ein Kindergesicht, aber zu ernst für sein Alter. Er spricht leise und akkurat, in seinen Bewegungen liegt Höflichkeit, aber auch Scheu.

Um halb fünf in der Früh kommt das Taxi, außer Soldaten ist niemand auf den Straßen. Im Dunkel des Morgens läuten die Kirchenglocken. Nabil und Mariam, seine Freundin, stapeln ihre Koffer im Fond. Sie sehen einander ähnlich: beide schmal und schüchtern, die Haltung leicht gebückt, als müssten sie sich vor etwas ducken. Auch Mariam ist gefoltert worden, auch sie hat dank der Hilfe eines deutschen Bekannten ein Visum bekommen. „Ich werde Syrien vermissen.“ Es geht Nabil nicht leicht über die Lippen. Aber die Gastfreundschaft der Menschen wird ihm fehlen, ihre Herzlichkeit. Dass ein Fremder gleich Freund ist. In Deutschland, hat Nabil gehört, gehe man mit Ausländern nicht besonders gut um.



Als Nabil Tom anschrieb, hatte er keine Hoffnung, dass dieser wirklich antworten würde. „Wir kannten uns ja kaum“, sagt Nabil. „Ich dachte, er liest die Nachricht und vergisst sie dann wieder.“

Um 6.40 Uhr hebt das Flugzeug ab.

Drei Stunden und 3.000 Kilometer entfernt kocht Tom sich einen Kaffee. Das Wochenende liegt noch als Schatten unter seinen Augen: In Göttingen hat er bis morgens den Geburtstag eines Freundes gefeiert; zu Funk getanzt, „Mexikaner“ getrunken. Er kaut auf einem Brötchen und checkt seine E-Mails. Später steigt er in den ICE nach Frankfurt. Windräder ziehen vorbei, im Bordrestaurant gibt es Königsberger Klopse.

Toms Mutter ruft an: Sie hat ein Zimmer hergerichtet. Holzmöbel, hellblaue Wände, über dem Bett ein Kunstdruck von Miró. Sie will dem Besuch auch noch etwas kochen. Ob Nabil Schweinefleisch isst? Tom zuckt mit den Schultern. „Ich weiß nicht mal, wie viele Geschwister er hat“, sagt Tom, als er aufgelegt hat. „Muss ich das, um ihm zu helfen?“

Tom Scheunemann, 10. Mai 2014 um 12:08:

„Was für ein komisches Gefühl ... Ich werde mich daran gewöhnen müssen, dir ins Gesicht zu sprechen.“

Am Flughafen Frankfurt leuchten orangefarbene Transparente: „Stilllegung der Nordbahn“, „Müde Kinder lernen nicht“. Wutbürger haben die Eingangshalle belegt. „Nabil wird sich freuen“, sagt Tom grinsend. „Endlich legale Demos!“

Er sieht auf die Anzeigetafel, Ankunft 18.25 Uhr, Ausgang B1. Gleich nach dem Flug aus Barcelona, vor der Maschine aus Tel Aviv.

Ein Jahr hat Tom für diesen Tag gekämpft. Es ist der Beginn eines neuen Lebens für Nabil und gleichzeitig das Ende von Toms Verantwortung. Bald, sagt er, wird Nabil selbst ins Migrationszentrum gehen können, er wird einen Job finden oder Asyl beantragen. Tom hat seine Pflicht getan. „Ich kann ihn gehen lassen“, sagt Tom. Sie werden nicht mehr Flüchtling und Fluchthelfer sein, sondern Freunde.

Einen Raum weiter wuchtet Nabil zwei Koffer vom Band, dazu zweimal Handgepäck. Mariam hat noch eine Extratasche: darin Reis und Tomaten, Bulgur, Zwiebeln und Labne. Sie hat gehört, dass das Essen in Deutschland teuer sei, und hütet den Beutel wie einen Notgroschen.

Nabil war noch nie an einem derart großen Flughafen. Überall Glas und Stahl, die Luft ist kalt und klar. Es ist der schönste Tag, aber er spürt nichts als Angst. Über der letzten Tür steht „Exit“, dabei ist es für Nabil der Eintritt in ein Leben voller Pünktlichkeit und Ordnung, aber ohne den syrischen Sonnenschein und ohne den gewürzten Reis, den seine Mutter ihm immer kocht. Dann öffnet sich die Glastür. Dahinter steht Tom. ←

Mitarbeit: Jan Ludwig

Haut

Menschen kamen bisher ums Leben. Einige der Rebellengruppen finanzieren sich durch den

Handel mit Kokain. Aber um immer mehr Kokasträucher anbauen zu können, brauchen sie Land. Und das holen sie sich mit Gewalt.

Aber sie sind nicht die Einzigen, die die Binnenflucht anheizen. Die kolumbianische Regierung dämmte den Drogenanbau jahrelang ein, indem sie mit Militärflugzeugen Gift über den Plantagen versprühte. Dadurch gehen die Sträucher ein, allerdings greifen die Giftstoffe nicht nur die Pflanzen, sondern auch die Menschen an, die rund

Inzwischen bekommen die Vertriebenen endlich Unterstützung vom kolumbianischen Staat. Seit 2011 gilt ein Gesetz, das Inlandsflüchtlingen die nötigsten sozialen Standards garantiert.

„Wir sorgen dafür, dass sie eine Wohnung haben, Essen bekommen, von Ärzten versorgt werden und in die Schule gehen können“, sagt Maria Eugenia Morales von der staatlichen Organisation „Unidad Víctimas“, Vereinigung der Opfer. Manchmal gelingt es der Organisation, das Land zurückzubekommen: Laut Unidad Víctimas sind 90.000 Hektar inzwischen wieder im ursprünglichen Besitz.

Die große Mehrheit der Inlandsflüchtlinge aber kann davon nur träumen, auch von einer geregelten Arbeit. Die Armenviertel im Süden Bogotás sind riesig und wachsen immer weiter. Die einzige Hoffnung für die Millionen Flüchtlinge ist ein Ende des Bürgerkriegs. Nur dann könnten sie ohne Angst in ihre Häuser und auf ihre Felder zurückkehren.

Baldomera hat über Unidad Víctimas in ein halbwegs normales Leben zurückgefunden. Die Helfer vermittelten ihr einen Job als Näherin. Den hat sie wenig später gekündigt und sich selbstständig gemacht. Nun

schneidert sie zusammen mit anderen vertriebenen Frauen Kleidungsstücke für Supermarktketten. „Im Moment geht es mir wirklich gut, ich hatte viel Glück“, sagt sie und lächelt schließlich doch für ein paar Sekunden. ←

Flucht muss nicht heißen, dass man sein Heimatland verlässt. Weltweit sind rund 38 Millionen Menschen zu Flüchtlingen in ihrem eigenen Land geworden. Die meisten Binnenflüchtlinge gibt es in Syrien und in Kolumbien

Von Oliver Neuroth

→ Baldomera fällt es schwer, über ihre Erlebnisse zu sprechen; zu dramatisch ist das, was sie erlebt hat: Innerhalb kürzester Zeit wurde das Leben der 33-Jährigen komplett auf den Kopf gestellt. Noch vor fünf Jahren lebte sie mit ihren Eltern auf einem Bauernhof rund 100 Kilometer westlich der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá, als eines Tages bewaffnete Männer vor der Tür standen und die Familie bedrohten. Bei diesem Überfall ging es nicht um Geld, es ging um das Land der Familie, um die Felder, die sie jahrelang ernährt hatten. Die Männer raubten Baldomera und ihrer Familie die Existenz.

Sie flüchteten, ließen alles zurück, was sie hatten. Ihr neues Zuhause war nun ein Flüchtlingsheim am Rande von Bogotá. „Jeder von uns hatte dort eine Matratze, mehr nicht“, sagt Baldomera. „Wir waren plötzlich an einem Ort, der vollkommen anders war als unsere Heimat.“

So wie Baldomera geht es in Kolumbien gut sechs Millionen Menschen – und das bei einer Bevölkerungszahl von 48 Millionen. Sie sind Flüchtlinge im eigenen Land. Die meisten sind Opfer des kolumbianischen Bürgerkriegs: Seit rund 50 Jahren kämpfen linksgerichtete Rebellen mit Gewalt gegen die Regierung und andere paramilitärische Gruppen. Mehr als 200.000



Krieg auf Kosten der Bevölkerung: Mitglieder der Rebellenorganisation FARC nehmen Regierungstruppen ins Visier

um die Plantagen leben. Viele flüchten, weil sie Angst um ihre Gesundheit haben. Im Mai kündigte die Regierung an, in Zukunft auf das bisher eingesetzte Unkrautvernichtungsmittel zu verzichten. Fachleute suchen jetzt neue Wege, um den Drogenanbau einzudämmen.

Dann wieder fliehen die Menschen vor Massakern in ihren Dörfern.

In den vergangenen Jahren sind Paramilitärs auch gegen die Landbevölkerung vorgegangen, manchmal reicht schon ein Streik der Plantagenarbeiter,

damit die Gewalt eskaliert. Viele Tausend Menschen wurden dabei getötet. Auch sexuelle Gewalt treibt Kolumbianer in die Flucht. Hilfsorganisationen berichten von Hunderten Frauen, die ihre Heimat verlassen, weil sie dort von Männern missbraucht werden.

bloß

ab



MENSCHEN, DIE IN IHREM EIGENEN LAND HEIMATLOS

WAREN (2014):

Weltweit: 38 Mio.

Syrien: 7,6 Mio.

Kolumbien: 6 Mio.

Demokr. Republik Kongo: 2,8 Mio.

Quelle: NRC



Come back

Eigentlich ist Mirash im Kosovo ein friedlicher Ort. Es gibt eine Schule, eine Moschee, einen Supermarkt. Es gibt aber auch eine hohe Arbeitslosigkeit und Gerüchte, dass man in Ländern wie Deutschland und Österreich viel besser leben kann. Unser Reporter hat dort Menschen getroffen, die voller Hoffnung ihr Land verlassen, und welche, die enttäuscht wieder zurückkamen

Von Christian Gesellmann

→ Die Vorhänge in Bashkim Bytyqis Büro sind zugezogen. In einer Glasvitrine stehen drei Pokale, die an Triumphe im Schach, Tischtennis und Fußball erinnern, auf dem Schreibtisch befindet sich die Flagge der Republik Kosovo. Bytyqi, der stämmige 50-jährige Schuldirektor in der kosovarischen Kleinstadt Mirash, kurbelt an einer sogenannten Tesla-Spule, mit der man aus einfachem Strom Hochspannung erzeugen kann. Zwischen den beiden kugelförmigen Induktoren zuckt ein blauer Blitz. „Vorsicht, nicht berühren!“, sagt er. Dann fasst er selbst an die Spule, zuckt zusammen und lacht über seinen Streich. Wie eines seiner Schulkinder, die immer weniger werden.

Seit vergangenen November hat die Schule 20 von 120 Schülern verloren. Insgesamt sind 80 der 1.700 Einwohner von Mirash nach Deutschland, Österreich, Belgien oder in die Schweiz gegangen, um Asyl zu beantragen. „Es ist traurig und schmerzhaft zu sehen, dass so viele Menschen unseren Ort verlassen“, sagt Bytyqi, der sieben Jahre Bürgermeister war und noch immer im Gemeinderat sitzt. „Die meisten hatten einen Beruf und ein durchschnittliches Einkommen. Ich kann bis heute nicht verstehen, warum sie gegangen sind.“

Der Kosovo hatte sich in einem blutigen Konflikt von Serbien abgespalten und 2008 seine Unabhängigkeit proklamiert, die Serbien bis heute nicht anerkennt. Der Staat gehört zu den ärmsten Ländern Europas. Seit Ende 2014 haben rund 120.000 Menschen das Land verlassen. Den „großen Exodus“ taufte die Medien die anhaltende Migrationswelle, schließlich hat der Kosovo nur 1,8 Millionen Einwohner.

Mirash besteht hauptsächlich aus rötlichen, einstöckigen Lehmziegelhäusern mit Zäunen aus geflochtenen Weiden. Es gibt eine Moschee, einen Supermarkt, einen Fußballplatz mit verrosteten Torpfosten. Die Arbeitslosenrate beträgt 40 Prozent – das ist immer noch besser, als in vielen anderen Kommunen. Und dennoch gab es in Mirash auch so etwas wie einen Aufbruch. In den vergangenen vier Jahren hat die Luxemburger Caritas-Stiftung eine halbe Million Euro investiert. Damit wurde die Schule saniert, die Ambulanz neu ausgestattet, 60 Familien bekamen Gewächshäuser aus Plastikplanen und Stahlrohren, um für den lokalen Markt Gemüse anzubauen. Auch von diesen Familien sind einige auf und davon.

Auf der Suche nach einer Antwort hört man in einem Café in der Hauptstadt Priština, dass die Auswanderung mit einem Einbruch begonnen habe. Drei junge Männer seien erwischt worden und nach Deutschland geflüchtet, um ihrer Verhaftung zu entgehen. Auf Facebook schwärmten sie davon, wie bequem man auf Kosten deutscher Behörden leben könne. Da habe es natürlich nicht lange gedauert, bis sich auch andere aufmachten in ein neues Leben.

Auch Valmir Murati, 19, ein ehemaliger Schüler von Bytyqi, ist im vergangenen November mit einem Bus über Ungarn nach Deutschland geflohen – auf der Suche nach „einer stabilen Zukunft, irgendeiner Form von Fortschritt, einem schicken Auto“. Ein Freund hatte ihm erzählt, dass die Chancen für Ausländer gut stünden, in Deutschland einen Job zu finden. Der Freund hatte das von jemandem, der wiederum jemanden kannte, der in Deutschland war. Erst vor vier Tagen ist Valmir zurückgekehrt. Nun arbeitet er auf einer Obstplantage, sieben Hektar Apfelbäume und Erdbeerpflänzchen.

Der Busbahnhof in Priština ist ein Parkplatz mit Grill und Kiosk, in die Kurve einer Autobahn gezwängt, unter einem



Gib mal die Kugeln: Der Schuldirektor Bashkim Bytyqi zeigte uns einen Raum mit Billardtisch und Tischtennisplatte, in dem sich vor allem die Jugendlichen aus seinem Dorf treffen

Blechdach stehen rote Plastiksessel für Wartende, an manchen Bussen leuchten noch die Ziele aus einer anderen Zeit: Günzburg Bhf. oder Fuldabrück. Viele der Menschen, die hier auf vollen Taschen sitzen, wollen zunächst nach Serbien, um dort einen Antrag auf einen serbischen Pass zu stellen. Mit dem können sie sich innerhalb der EU frei bewegen. „Serbien hat seine Tore weit geöffnet für illegal Ausreisende aus dem Kosovo“, klagte unlängst Kosovos Präsidentin Atifete Jahjaga.

Auch Valmir ist von hier aufgebrochen. Die Fahrkarten gehen für 50 Euro von Hand zu Hand. Seit sich herumgesprochen hat, dass die Schmuggler an der Grenze zu Serbien statt bis zu 800 nur noch 150 Euro nehmen, ist die Zahl der Flüchtenden größer geworden. Junge Männer verkaufen ihre Smartphones und fahren mit dem Geld bis nach Budapest oder Berlin.

Von Belgrad reiste Valmir nach Budapest, von dort nahm er einen Zug nach München, dann ging es weiter nach Stuttgart. Dort meldete er sich bei der Polizei, um einen Asylantrag zu stellen. Er kam in eine Erstaufnahmeeinrichtung in Karlsruhe. „Es war ein gefährlicher Ort, eine improvisierte Containerunterkunft, in der es fast täglich zu Messerstechereien kam“, sagt Valmir und schiebt die Hände in die Taschen seiner roten Arbeitsweste.

Jeden Morgen sei er um sieben Uhr aufgestanden und im winterlichen Baden-Württemberg von Tür zu Tür gegangen, um nach einem Job zu fragen. „Einige haben sich über uns lustig gemacht, aber die meisten waren freundlich und erklärten, dass sie niemanden ohne Arbeitserlaubnis nehmen dürften.“ Viereinhalb Monate hat er es so versucht. Dann wurde es Valmir zu müßig, auf eine Antwort der Asylbehörde zu warten, zumal alle seine Freunde im Heim bereits abgelehnt worden waren. Er ließ sich 80 Euro von Verwandten und kaufte sich ein Rückflugticket. „Ich habe als einer der Ersten den Ort verlassen. Aber ich habe nie irgendjemandem erzählt, dass es toll wäre in Deutschland“, sagt er und hebt die Hände entschuldigend.



Valmir ist 19 und reiste im vergangenen November nach Deutschland. Eine Arbeit fand er nicht, stattdessen wartete er auf eine Antwort der Asylbehörde. Bis er entnervt zurückkehrte. Nun arbeitet er auf einer Obstplantage



Die meisten Menschen verlassen den Kosovo wegen fehlender Perspektiven und der hohen Arbeitslosigkeit. Es gibt aber auch Minderheiten wie die Roma, die sich bedroht fühlen. Tatsächlich kam es 2004 zu gewalttätigen Ausschreitungen gegen Roma und andere Minderheiten im Land. Die meisten Antragsteller aus dem Kosovo können aber in der Regel keine Schutzgründe nach der Genfer Flüchtlingskonvention vorweisen, daher bekommen die wenigsten Asyl. Es gibt auch eine Diskussion, ob der Kosovo als sicherer Herkunftsstaat eingestuft wird. Das wäre ein Staat, bei dem davon ausgegangen wird, dass Menschen dort politisch nicht verfolgt werden, noch eine unmenschliche oder erniedrigende Bestrafung oder Behandlung stattfindet

Rückkehrer wie Valmir werden im Kosovo liebevoll als „Ungarn“ verspottet, weil sie meist über Budapest reisen. Vorwürfe macht ihnen kaum jemand, niemand weiß ja, ob die Verheißungen über ein neues Leben in einem reicheren Land nicht doch stimmen. Zudem: Über die Hälfte der Kosovaren sind unter 30 Jahre alt – dass sich viele von ihnen nach einer Zukunft in einem anderen Land sehnen, finden die meisten normal. Es sind auch vor allem die jungen Leute, die den teils absurden Gerüchten, die zirkulieren, Glauben schenken: Deutschland müsse immer eine bestimmte Anzahl schwarzer und weißer Flüchtlinge aufnehmen, heißt es etwa. Da zuletzt so viele Araber und Afrikaner gekommen seien, gäbe es nun wieder gute Chancen auf Asyl für Weiße wie die Kosovaren.

Dann wieder wird gemunkelt, dass die deutsche Gesellschaft vergeise. Es würden kaum noch Kinder geboren. Schulen und Kindergärten müssten schließen. Darum würde jungen Kosovaren Asyl gewährt.

Es gibt sogar Gerüchte über Gerüchte: In einigen Moscheen predigen die Imame, dass die Geschichten über Deutschland von den Serben gestreut würden, um den Kosovo in die Knie zu zwingen.

„Viele Kosovaren haben ein sehr geringes Bildungsniveau. Sie glauben das, was eine Person mit Autorität zu ihnen sagt. Die googeln das nicht erst“, sagt der Dramatiker Jeton Neziraj, der mit „Peer Gynt from Kosovo“ ein Theaterstück geschrieben hat, das sich den unrealistischen Erwartungen an ein Leben im Ausland widmet.

Über dem Supermarkt in Mirash gibt es einen großen Raum mit einem Kicker, einem Billardtisch, einer Tischtennisplatte und einem Fernseher für Fußballübertragungen. „Hier treffen sich Einwohner jeden Alters in Harmonie“, sagt Schuldirektor Bytyqi. Er sitzt an einem Tisch am Fenster und schaut auf den Friedhof und die Berge. Er ist stolz auf diesen Raum, den er abwechselnd als Bar, Jugendklub und Sozialklub bezeichnet. Eine der beiden Supermarktverkäuferinnen kommt hoch und stellt Cola-Dosen auf den Tisch. Am schönsten sei es hier im Sommer, sagt Bytyqi, „wenn all die Ausgewanderten zurück nach Mirash kommen“. ←

Es gibt Gerüchte, dass die Serben verlockende Gerüchte über Deutschland verbreiten

Ich will ein neues Leben beginnen

**Der 34-jährige Michel* ist
Franzose und Jude.
Er arbeitet als Tischler in
Paris. Weil er Angst vor
Antisemitismus hat, flieht
er nach Israel**

Protokoll von Flavia Lamprecht

→ In wenigen Wochen werde ich Paris verlassen. Meine Aliyah - so nennen wir die Auswanderung und Immigration nach Israel - ist nun fast beendet. Ich liebe Paris mehr als jeden anderen Ort, und doch bedeutet Heimat für mich auch, mich sicher und geborgen zu fühlen. Und dieses Gefühl habe ich hier schon länger nicht mehr.

Seitdem islamistische Terroristen Anschläge auf das Satireblatt „Charlie Hebdo“ und einen jüdischen Supermarkt verübt haben, wächst unter den Juden in Paris die Angst, öffentlich diskriminiert zu werden. Für viele mag das absurd klingen, aber ich spüre deutlich, wie sich die Stimmung verändert hat und ein allgemeines Misstrauen vorherrscht. Noch bin ich nicht wirklich Opfer von Antisemitismus geworden, nur einmal hat mir auf der Straße ein Mann vor die Füße gespuckt. Ein anderer rief ihm zu: „Richtig so!“. Getan habe ich nichts, ich bin einfach weitergelaufen. Zu Hause stand ich dann einige Stunden unter der Dusche - einfach um das Erlebnis von mir abzuwaschen. Mir ist nicht wirklich etwas zugestoßen, aber ich fühle mich alles andere als wohl.

Schlimmer noch ist der unterschwellige Antisemitismus, der dir in der Politik begegnet. Auf der einen Seite erlebst du vor deiner Haustür das weltoffene Frankreich, das Land der Immigration. Andererseits wird dir oft das Gefühl gegeben, dass du als Immigrant lieber in deinem Heimatland bleiben solltest. Ich war schon öfter in Israel, aber nie für längere Zeit. Natürlich existieren dort Konflikte, die eine ganz andere Größenordnung besitzen, und trotzdem fühle ich mich mit dem omnipräsenten Militär sicherer als in meiner Nachbarschaft hier in Paris. Das Massaker im Supermarkt, der nur ein paar Straßen von meiner Wohnung entfernt liegt, hat die friedliche Gemeinschaft zerstört. Nicht nur in unserem Viertel. Plötzlich gibt es Ratschläge wie „Heh, setz deine Sportcap über die Kippa“ oder „Lauf lieber in Gruppen als allein“. Aber ich will mich nicht verstecken müssen und mich von meinen Nachbarn distanzieren. Das Klima in Frankreich ist von einer großen Unsicherheit bestimmt.

Zunächst werde ich für ein paar Tage in Tel Aviv unterkommen, wohin es dann geht, weiß ich noch nicht genau. Ich bin kurz davor, ein neues Leben zu beginnen, und nun lässt mich die Angst langsam los. ←

*Name geändert

Auf

und



davon



Eigentlich müssten wir gut verstehen, wie es Flüchtlingen heutzutage geht, meint unsere Autorin. Schließlich wurden zwischen 1944 und 1950 etwa 14 Millionen Deutsche aus ihrer Heimat vertrieben. Ihr Opa war auch darunter. Höchste Zeit, mal mit ihm darüber zu reden

Von Sabrina Gaisbauer

Bild links: Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs hatten viele Deutsche Angst vor der Rache der Roten Armee und zogen in endlosen Trecks gen Westen. Andere wurden vertrieben oder in Lagern interniert

Bild oben: Wie hier 1945 im damaligen Pillau drängten sich in den Häfen an der Ostsee die Flüchtenden auf den Schiffen. Manche dieser Schiffe wurden auf ihrer Fahrt unter anderem von sowjetischen U-Booten versenkt

→ Früher dachte ich, alles über die Vergangenheit meiner Großeltern zu wissen. Schon in der Grundschule habe ich nämlich gelernt, ihnen die richtigen Fragen zu stellen: Was wusstest du von den Verbrechen im Dritten Reich? Was hast du getan? Was hast du nicht getan? Wart ihr auch Nazis? So erfuhr ich, dass zumindest keiner meiner Großväter ein Nazi-Funktionär oder Partei-Mitläufer war. Der Ältere war bei Kriegsende auch erst 13. Sie hatten ihre Kindheit auf Bauernhöfen verbracht, das war alles.

War es natürlich nicht. Dass beide Großväter Vertriebene waren, ist mir erst später klar geworden. Sie gehörten zu den Millionen Deutschen, die in den damaligen deutschen Gebieten östlich der Oder oder als Minderheiten in den Ländern Ost-, Mittel- und Südosteuropas gelebt hatten, in Rumänien etwa oder in der damaligen Tschechoslowakei. Seit sich die Niederlage der Deutschen abzeichnete, ergriffen bis etwa 1950 rund 14 Millionen Menschen die Flucht, jeder sechste überlebte sie nicht. Die anderen fanden eine neue Heimat – allein zwei Millionen in Bayern, etwa ebenso viele in Niedersachsen. Es sind auch jene Vertriebenen, unter denen immer wieder Ewiggestrige auffielen, die revisionistisch dachten und die alten Gebiete zurück wollten. Die nicht verstanden, dass ihre Vertreibung ein Echo auf das Leid war, das das Deutsche Reich und einzelne Deutsche, vielleicht sogar sie selbst eingeschlossen, verursacht hatten.

Als mein Opa Georg schon tot war, hatten wir uns einmal im großelterlichen Wohnzimmer über meinen damaligen türkischen Freund unterhalten. „Georg hat selbst immer gemeint, dass er ‚der Türke von gestern‘ sei“, sagte mein Vater schmunzelnd zu mir. Der Türke von gestern? „Na, ein typischer Einwanderer, meinte er.“ Und wie viele Einwanderer habe es auch Georg anfangs in Deutschland nicht leicht gehabt und mit Vorurteilen gekämpft. Erst dann habe ich begriffen, wo Georgs unspektakuläre Hofkindheit wirklich stattfand: nicht

im heutigen Bundesgebiet. Sondern in Galizien – einem Gebiet, das in Polen und der Ukraine liegt. Im deutsch-sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag von 1939 wurde Galizien schon vor Beginn des Zweiten Weltkriegs zwischen Hitler und Stalin aufgeteilt. In diesem Vertrag war auch die Umsiedlung der dort lebenden Deutschen geregelt. Dies war das erste Mal, dass Georg und seine Familie flüchteten. Es ging Richtung Oberschlesien, damals war mein Opa sechs Jahre alt. Lange blieben sie nicht. Infolge des Potsdamer Abkommens vom 2. August 1945 musste das Deutsche Reich nämlich auch seine Gebiete östlich von Oder und Neiße an Polen und die Sowjetunion abtreten. Georg und seine Familie flohen mit dem Pferdegesspann erst nach Österreich und einige Jahre später nach Deutschland.

Solche Geschichten könnte man in vielen deutschen Familien hören, wenn man denn nachfragt. Die Oma eines Bekannten kommt aus Schlesien und hat heute immer noch eine Kugel im Arm. Ich habe den Eindruck, dass wenig über die Vertreibungen gesprochen wird – vermutlich, weil sie den Beigeschmack haben, NS-Verbrechen zu relativieren. Doch wenn man die Fluchterfahrung als solche nimmt, dann könnten viele Menschen vielleicht leichter verstehen, wie es Flüchtlingen heute ergeht. Und wir könnten gelassener darüber nachdenken, wie Gesellschaften Menschen auf der Flucht aufnehmen können.

Ein Wagen kam auch in Opa Erwins Geschichten von früher vor. Dieser Wagen wurde vom Hofhund Waldo gezogen, bepackt mit allem, was die Familie noch hatte. Erwin erzählte von seiner Flucht aus der Neumark Brandenburg, die heute in Polen liegt, wie von einem lustigen Abenteuer: Anekdoten von seinem treuen Schäferhund Waldo und dem Leben auf dem Hof mit fünf Morgen Ackerland, einer Kuh und vier Schweinen – gar nicht so weit von Berlin. Die nicht so lustige Geschichte von seinem Onkel Willi, der mit anderen lokalen Nazi-Größen von den Sowjets auf einer Kneipen-Kegelbahn erschossen wurde, erfuhr ich erst, als ich mich neulich mit ihm an den Tisch setzte. Opa Erwin erzählte das ganz sachlich; dass Nazis in seinem Dorf erschossen wurden, war für ihn einfach eine logische Schlussfolgerung.

Opa Erwin war gut vorbereitet auf unser Gespräch. Er brachte Karten mit, Ausgaben eines Magazins namens „Heimatblatt“, Fotos, Urkunden. „Da“, sagte er und zeigte auf ein paar Schraffuren mitten im Nichts, „da war unser Hof.“ In einem Dorf namens Seidlitz bei Landsberg an der Warthe, schon seit Jahrzehnten heißt der Ort in Polen nun Gorzów Wielkopolski. Dort lebte er mit seinem Vater, der schon im Ersten Weltkrieg gedient hatte und aufgrund seines Alters im Zweiten nicht eingezogen wurde, seiner Mutter und seinem älteren Bruder.

Als Opa Erwin 13 war, änderte sich alles. Zuerst kamen im bitterkalten Winter 1944 die Menschen, die aus dem noch ferner Osten vor dem Krieg und vor der Roten Armee flohen. Nicht ganz zu Unrecht hatten die Menschen Angst, dass sich die vorrückenden sowjetischen Soldaten für die Untaten der deutschen Soldaten und SS-Männer rächen würden. Überfüllte Züge rollten in die Bahnhöfe, Pferdetrecks verstopften

die Straßen. „Der Schnee lag meterhoch. Die toten Kinder und Großeltern, die erfroren waren, haben sie einfach hingelegt und sind weitergefahren“, erzählte er mir. „Wir konnten von uns aus sehen, wie Landsberg brannte“, sagte Erwin. Ein paar seiner Tanten, darunter auch jene, deren Mann Willi mit anderen Nazis erschossen worden war, flohen nach Seidlitz zu ihnen auf den Hof.

Nur zwei Mal während unserer Unterhaltung wirkte Erwin mitgenommen: Einmal, als er von der letzten Begegnung mit seinem Vater erzählte, der erst von den Sowjets zum Arbeiten eingezogen und dann in die Sowjetunion deportiert wurde. „Von den Nazis sind später welche zurückgekommen, aber meinen Vater, der nicht mal Soldat und sogar gegen Hitler war, habe ich nie wiedergesehen.“ Das andere Mal, als er von der völlig zerstörten Stadt Küstrin berichtete, heute Kostrzyn nad Odrą, die sie auf der Flucht durchquerten. „Da stand kein Haus, kein Stein mehr. Ab und zu sah ich einen Arm herumliegen.“

An einem Maimorgen 1945, bei Kriegsende, standen dann zwei polnische Soldaten vor der Tür. „In zwei Stunden mussten wir raus sein. Und wohin? Hinter die Oder.“ Nachbarn, die Jahre nicht mehr miteinander gesprochen hatten, fanden sich in einem Treck zusammen. Handwagen an Handwagen. Erwins Gruppe hatte Glück und schlug sich rund 150 Kilometer über Küstrin bis nach Berlin-Weißensee durch. Seine Familie fand schließlich Verwandtschaft im zerbombten Neukölln, doch als es dort weder Essen noch Perspektiven gab, zogen sie in eine Kleinstadt nach Brandenburg weiter. Dort fanden sie schließlich Arbeit. Nur der Hund hatte Pech: Waldo tauschten sie unterwegs gegen sieben Brote ein.

Die Charta der deutschen Heimatvertriebenen vom 5. August 1950 legt „Pflichten und Rechte“ fest; vor allem den Verzicht auf Rache und Vergeltung für die Vertreibung, aber auch das „Recht auf Heimat“. Erst in diesem März hat die Landsmannschaft der Sudetendeutschen den Anspruch auf „Rückgabe der Heimat“ und beschlagnahmtes Eigentum aufgegeben.

„Ich fand es nicht richtig, dass alles so plötzlich kam, das hätten sie anders machen können. Der Krieg war vorbei“, sagte Opa Erwin. „Aber Deutschland hat den Krieg angefangen. Die Schuldigen sind wir, und wir mussten deswegen leiden. Das war so. Ohne den Krieg hätte es keine Flüchtlinge gegeben. Und ohne Verbrechen keine Gegenverbrechen. Ohne den Krieg hätten wir weiter in Seidlitz gewohnt.“

Vor ein paar Jahren war Opa Erwin noch einmal dort. Die Kirche im Dorf sieht noch genauso aus wie damals. Er hat sich auch das Land angesehen, auf dem früher der Hof war und heute ein paar Häuser stehen. Vielleicht wäre er zurückgekehrt, wenn er gekonnt hätte. „Aber das Leben ging weiter“, sagt er, „ich baute mir woanders etwas auf.“

Mein Opa hat eine Heimat verloren und eine neue gefunden. Und eine neue Heimat zu finden, kann man eigentlich nur jedem Flüchtling wünschen. ←

Im Internet unter www.bpb.de/vertreibung gibt es weitere Artikel über dieses wichtige Thema

Sie hatten ihre Heimat verloren, ihre Klagen aber wollte man nicht hören – aus Angst, dadurch die Untaten der Nazis zu relativieren

**Dies ist die
Geschichte
von Avesta
und Azad, die
zusammen sein
wollen, es aber
nicht dürfen.
Und die seit
zwei Jahren auf
der Flucht sind**

Von Katharina Frey

S

→ Sie hatten sich gerade zehnmal gesehen, vielleicht 200-mal telefoniert, als sie merkten, dass es wahrscheinlich nicht klappen würde mit dem Leben, so wie sie es wollten. Avesta und Azad. Sie haben Bilder von damals: Ihre kleine Hand, die Fingernägel rot lackiert, liegt in seiner.

Sie hatten, obwohl alles noch frisch war, oft über die Zukunft gesprochen. Eine junge Jesidin kann sich nicht mit einem Mann treffen, ohne dass es gleich um alles geht. Avestas Eltern sind strenggläubig, und in der jesidischen Gemeinde in Deutschland sind Zwangsheiraten keine Ausnahme.

Azad zieht in ihre Stadt, baut etwas auf, so hatten sie es sich vorgestellt am Ufer der Ruhr, in Mülheim, wo sie sich heimlich trafen. Er sucht eine Wohnung, findet einen Job, und wenn alles anständig aussieht, dann würde er bei ihren Eltern klingeln. „Guten Tag, ich würde gerne Ihre Tochter heiraten.“

Doch nichts würde sie interessieren, kein Beruf, keine Wohnung, wenn nicht zuerst diese eine Frage geklärt wäre: Ist er ein Jeside? Und er müsste es ihnen sagen: Nein, ich bin der Sohn einer halbdeutschen Halbspanierin und eines Kurden. Also ein Viertelspanier-Vierteldeutscher-Halbkurde.

Das war im Jahr 2012.

Sie kannten sich von Facebook. Er hatte dort eine Philosophiegruppe eröffnet. Sie diskutierten über Zarathustra, den alten persischen Gelehrten. Er fragte sie, warum sie sich dafür interessiere. Erst per E-Mail, dann am Telefon.

Er: War ein nachdenkliches Kind. Hatte Bücher gelesen, wenn die anderen Kinder gespielt haben. Hat sich mit Psychologie beschäftigt und mit der Evolutionstheorie. Dann mit Philosophie.

Sie: Hat mit 16 angefangen, Zitate von Dichtern und Philosophen zu

sammeln. Oscar Wilde, Konfuzius.

Er: Fand alle toll, die anders gedacht haben. Aber Zarathustra war der Einzige, mit dem er sich identifizieren konnte.

Sie: Kannte Zarathustra von ihrem Vater. Er hatte ihr gesagt, dass sie lernen solle, selbst zu denken.

In jedem Anfang liegt schon das Ende, hat Zarathustra gesagt.

Als sie sich kennenlernten, war er 20 und sie 19.

Es dauerte nicht lange, da erzählte er ihr, dass auch er ein Problem habe. Weil er verheiratet sei.

Er war mit seinen Freunden in der Türkei, in deren Heimatdorf. Tief im Osten. Kurdisches Gebiet. Sie wollten sich die Archäologie ansehen, so sagt er das. Er hat sich mit der Cousine angefreundet, sie haben Ausflüge zusammen gemacht.

Die Freunde haben vorgeschlagen, dass sie heiraten. Auch die Familie wollte das, irgendwann das ganze Dorf. Und das Mädchen wollte es wohl auch. Er war 19. Und schließlich hat er unterschrieben. Auf dem Papier waren sie dann Mann und Frau. Eine Feier gab es nicht. Die sollte in Deutschland nachgeholt werden.

Sobald sie verheiratet waren, wurde sie anders. Wollte er etwas von ihr, hat sie sich bei ihrer Mutter beschwert. Hat er ihr etwas geschenkt, war nur wichtig, wie viel es wert war. Für ihn hatte sie nur ein müdes Lächeln. Keine Wertschätzung, sagt er.

Zurück in Deutschland sollte er ein Visum für seine Frau beantragen. Er wollte nicht. Er hat sich alles Mögliche einfallen lassen, um die Sache hinauszuzögern. Die Familie wurde ungeduldig,

„Guten Tag, ich würde gerne Ihre Tochter heiraten.“



warum dauert das so lange? „Was kann ich tun?“, hatte er die Ausländerbehörde gefragt. Wir können das Visum natürlich ablehnen, hatte die Behörde geantwortet.

Er erzählte die Geschichte Avesta. Sie begriffen, dass sie beide eingesperrt waren.

Wir möchten diejenigen sein, die die Welt lichtglänzend machen, hatte Zarathustra gesagt. Sie trafen sich und versuchten zu vergessen, dass die Dinge immer komplizierter wurden.

Die Familie seiner türkischen Ehefrau war außer sich, als das Visum abgelehnt wurde. Sie wollte herausfinden, warum. Sie beauftragte Anwälte, wollte klagen gegen den deutschen Staat. Sie zwang ihn, mit einem Verwandten des Mädchens zur Ausländerbehörde zu gehen. Das nächste Mal sollte der Anwalt mitkommen.

Er hatte noch eine Woche, schätzte er. Dann würde alles auffliegen. Und dann würde ihn eine kurdische Familie bestrafen, weil er ihr Mädchen nicht gewollt hatte.

Eigentlich wollte er alleine abhauen. Niemanden mit hineinziehen, das sagt er oft. Aber Avesta, das Mädchen, das er gerade zehnmal gesehen hatte, um dessen Hand er anhalten wollte, eigentlich, irgendwann, sagte: Ob sie jetzt Ärger bekommt, weil sie mit ihm geht oder später, weil sie nachkommt, das sei jetzt auch egal.

Er: Hat seine Wohnung ausgeräumt, von Donnerstag bis Montag, alles musste raus. Er hat seine Küche verkauft, alle Möbel, zwei große Koffer gepackt. Die ganze Nacht geputzt. Montagmorgen war er bereit.

Sie: Hat ihren Papierkram erledigt. Einen Brief geschrieben: Dass sie mit ihm zusammen ist, dass sie eines Tages zurückkommt und alles erklärt. Am Montagmorgen schlich sie sich mit zwei Tüten aus dem Haus.

Sie haben sich im Zug getroffen. Ihre Schwester schrieb auf WhatsApp: Bist du bei der Arbeit? Sie antwortete: Ich komme nicht zurück. Schau unter mein Kissen, dort liegt ein Brief. Dann, der Zug fuhr gerade an Braunschweig vorbei, dachte sie: jetzt. Sie schaltete ihr Handy aus. Holte ihre SIM-Karte heraus und zerbrach sie.



„Sag mal, was ist da los? Da stehen Leute vor eurer Tür, die sagen, du hast ein Mädchen entführt?“

Sie hatte ihren Bausparvertrag aufgelöst und noch etwas Geld von ihrer Ausbildung. Zusammen hatten sie 400 Euro. Unterwegs haben sie sich so viel Geld geliehen, wie sie konnten.

Die erste Woche blieben sie in Berlin. Sie nahmen ein Hotel in Charlottenburg, zahlten 45 Euro pro Nacht. Das Geld wurde weniger.

Seine Eltern wollte er nicht mit reinziehen, er hatte ihnen nichts gesagt. Aber bald klingelte sein Handy, ein Freund war dran: „Sag mal, was ist da los? Da stehen Leute vor eurer Tür, die sagen, du hast ein Mädchen entführt?“

Avestas Familie hatte Azads Eltern gefunden. „Wenn Avesta nicht zurückkommt, töten wir den Vater oder den Onkel“, sagten die Männer. Wenn sie zurückkommt, sagte ihr Onkel, würde er sie mit seinem Sohn verheiraten.

In Charlottenburg, in ihrem Hotel, schliefen sie jede Nacht mit einem offenen Auge. Tagsüber waren sie ruhiger. Manchmal fühlten sie sich wie im Urlaub. Tauchten in der Menge unter. Genossen es, endlich Zeit zu haben.

Nach einer Woche sagten sie: Es ist zwar schön hier, aber wir können uns das nicht ewig leisten. Also sind sie in ein Internetcafé gegangen und haben nach günstigeren Hotels gesucht. Das günstigste war in Merseburg.

Merseburg an der Saale in Sachsen-Anhalt. Sie hatten keine Ahnung, wo das sein soll, aber sie sind einfach los, in den Zug. Das Hotel war alt und ranzig, innen wie ein Gefängnis. Nur der Eingang war frisch gestrichen, den konnte man auf den Fotos sehen. 23 Euro pro Nacht. Sie haben durchgehalten. Nach drei Tagen hatten sie in Dresden eine Wohnung gefunden.

Sie haben sich eine Matratze für 30 Euro gekauft, ein paar Decken. Und eine große Pizzapfanne, in der sie alles gekocht haben, kurdisch, türkisch. Für sechs Euro haben sie sich eine Karte bei der Stadtbibliothek geholt und sich dort Videos ausgeliehen. So haben sie die Zeit verbracht.

Sie ließen ihre Meldeadresse sperren. Nutzten Telefonzellen. Nie vom Bahnhof aus anrufen, hat einer von Azads Freunden ihnen gesagt. Wenn im Hintergrund die Ansage kommt, seid ihr verraten. Dann wissen sie, in welcher Stadt ihr seid.

Auch in jesidischen Gemeinschaften hat es „Ehrenmorde“ gegeben. Arzu Özmen aus Nordrhein-Westfalen wurde 2011 von ihren Geschwistern entführt und von einem ihrer Brüder umgebracht, weil sie sich in einen Russlanddeutschen verliebt hatte. „Aber sie ist ja in derselben Stadt geblieben, diese Arzu“, sagt Avesta. „Da haben die sich provoziert gefühlt.“

Azad hat Avesta Tricks gezeigt, wie sie sich verteidigen kann, auch gegen einen großen Mann. Sie haben sich darauf vorbereitet, dass nachts jemand in ihre Wohnung kommt. Du nimmst ein Messer und dann los, sagt Azad.

„Das Schlimmste ist“, sagt er, „dass du bereit bist zu morden, weil du keine Wahl hast, wenn sie kommen. Sie nehmen dir die letzte Menschlichkeit.“ Kurze Pause. Aber wenn es klappt, sagt

Die Jesiden sind eine religiöse Minderheit, die aus dem Irak, der Türkei und Syrien stammt. Anfang der 80er-Jahre gingen viele Jesiden nach Deutschland, um der Unterdrückung in der Türkei zu entgehen

er, dann fängt es erst richtig an. Du hast das Mädchen weggenommen und den Cousin getötet: „Die werden dich und deine Familie jagen.“

Aus Avestas Zitatsammlung: „Auge um Auge – und die ganze Welt wird blind sein.“ Mahatma Gandhi.

Angst, sagt Azad, sagt Avesta, die kennen sie nicht mehr. Sie sind da abgestumpft.

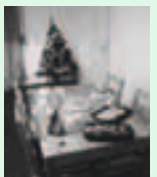
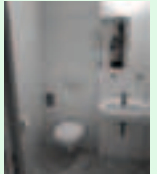
Avestas Familie und die Familie von Azads Frau wollten sich ein paar Monate nach ihrer Flucht mit ihnen aussprechen.

Das Treffen sollte in Gießen stattfinden, so ziemlich in der Mitte Deutschlands. Kurz vorher hat ein Freund sie angerufen, hat von der Polizei gesprochen. Sie haben das als Warnung verstanden und sind umgekehrt. Später hat ihnen einer von Azads Freunden erzählt, dass sie bei dem Treffen entführt werden sollten.

Ein andermal, als Azad bei Amazon war, um zu arbeiten, hat es nachts an ihrer Tür gehämmert. Avesta war allein zu Hause, hat durch den Spion geschaut, dort standen zwei Männer, die Kurdisch miteinander sprachen. Sie ist in die Küche geflohen, die Polizei hat sie am Telefon kaum verstanden. Als Azad kam und die Polizei da war, waren die beiden Männer plötzlich ganz friedlich. Sie seien alte Freunde, wollten nur vorbeischaun. Und sie hätten Nachricht von seiner Frau. Er sei einfach abgehauen und habe sie in der Türkei sitzen lassen. Das mache man doch nicht. Oje, sagte der Polizist. Das muss man aber doch klären!

Nach dieser Nacht sind sie umgezogen. Und weil Azad Geld verdient hat, wollten sie sich etwas leisten. 70 Quadratmeter, 350 Euro warm. Eine Wohnung im Plattenbau. Die Decken sind niedrig, die Wände in Ocker gelb gestrichen. Aber sie können weit über Dresden blicken. Luft und blauer Himmel.

Ein Jahr später wohnen sie immer noch dort. Sie sind ein schönes Paar. Sie hat lange schwarze Haare, ihre Augen leuchten, sie blickt immer wieder zu ihm auf. Er ist groß, hält sich gerade und trägt seine schwarze Windjacke wie einen Gehrock. In seinen Augen ist etwas gebrochen.



Im Wohnzimmer stehen eine weiße Couchgarnitur und ein Esstisch mit vier Stühlen. Avesta hat einen Sandkuchen gebacken und einen Marmorkuchen. Auf dem Boden ein paar Sägespäne, Spuren von Dodo, dem Zwergkaninchen. „Ohne Dodo hätten wir es nicht geschafft“, sagt Azad.

Wie viele Menschen, die unter großer Anspannung stehen, haben sie erst abgenommen und dann Gewicht angesetzt. Er hatte über die zwei Jahre Schwankungen von 30 Kilogramm. Auch sie ist molliger geworden. Wenn sie durch Dresden laufen, sagt er, sind sie wie Geister. Niemand kennt sie hier.

Die Familie seiner Exfrau ist hinter ihm her, ihre Familie hinter ihr. Wie lange hält man das aus?

Obwohl ihnen Dresden gefällt und es dort günstig ist, wollen sie zurück nach Nordrhein-Westfalen. Sie kommen mit dem Rassismus nicht klar. Angerempelt werden beim Einkaufen, das sei völlig normal, sagen sie. Azad erzählt von einem Einkaufswagen, den er erst vor Kurzem in die Rippen bekommen hat. Avesta verzieht ihr Gesicht, erzählt, dass vergangene Woche ein Mann zu ihr „Fotze“ gesagt habe. Sie spricht das Wort vorsichtig aus.

Sie haben in Dresden keine Freunde gefunden. Azad arbeitet als Aushilfe bei einem Imbiss, kurzzeitig war er auch in einem Callcenter und über Weihnachten bei Amazon. Avesta hat keine Stelle gefunden, obwohl sie

eine Ausbildung als Verkäuferin hat. „Wir sind halt dunkel“, sagt Azad. Es klingt sachlich. Sie fühlen sich in Dresden schon seit einigen Monaten nicht mehr sicher, vor allem nachts. Auch wegen der Pegida-Demonstrationen. Wenn sie wieder in Nordrhein-Westfalen sind, glaubt er, fallen sie weniger auf.

Azad hat sich inzwischen ausgesprochen mit der Familie seiner Frau. Vor eineinhalb Jahren war er dort, Avesta kam mit und hat sich im Hotel versteckt. Alles andere wäre zu gefährlich gewesen. Im Dezember 2013 war das. Es war so kalt in den kurdischen Bergen, dass das Wasser in der Karaffe eingefroren ist, als sie in einem Restaurant saßen.

Vor einem halben Jahr dann die Scheidung in Ankara. Eigentlich wollten ihn Freunde begleiten, damit er nicht allein dort hingehen muss. Sie kamen nicht, er war sauer. Vor ein paar Wochen hat er erfahren, dass die Polizei sie festgehalten und bei ihnen geladene Waffen

entdeckt hat. Einer hatte keinen Waffenschein, er sitzt bis heute im Gefängnis. Azad wusste nichts davon. Vieles, glaubt er, haben ihm seine Freunde verschwiegen, um ihn nicht zu beunruhigen.

Avesta hat mehrfach versucht, bei ihrer Mutter anzurufen. Aber immer wenn sie ihre neue Nummer herausgefunden hatte, über Nachbarn, über Freunde, hat sich die Mutter eine neue SIM-Karte geholt. Einmal ging sie ran.

„Es geht nicht.“

„Ich kann nicht.“

„Es geht nicht.“

Dann hat sie aufgelegt. Die gewählte Rufnummer ist zurzeit nicht vergeben.

Wenn dieser Text erscheint, werden sie schon nicht mehr in Dresden wohnen. Sondern in einer Stadt in Nordrhein-Westfalen, die sie nicht verraten. Sie haben dort eine Wohnung gefunden. Seine Familie kennt den Ort nicht. ←

Die Namen der beiden und die mancher Orte wurden geändert



Wie Menschen flüchten

Europa liegt auch in Marokko: Die spanischen Exklaven Ceuta und Melilla (unser Bild) umgeben hohe Zäune, um Flüchtlinge abzuhalten

2

DUBLIN-VERFAHREN

Das Dublin-Verfahren regelt anhand diverser Kriterien, welcher EU-Mitgliedsstaat – normalerweise das Land der sogenannten Ersteinreise – für das Asylverfahren verantwortlich ist.

Das bedeutet, dass Deutschland Asylbewerber abschieben kann, wenn sie zum Beispiel ursprünglich in Italien angekommen waren. Dieses Verfahren wird in Ländern an den EU-Außengrenzen wie Italien, Malta, Spanien oder Griechenland nicht nur als ungerecht empfunden; diese Länder sind auch mit den vielen Neuankömmlingen schlichtweg überfordert, weshalb Abschiebungen bereits mehrfach gerichtlich verhindert wurden.

Der Weg über das Wasser


SPANIEN

ITALIEN

Am 1.11.2014 folgte auf Mare Nostrum die Operation Triton der europäischen Agentur Frontex. Sie hat einen geringeren Radius und agiert eher vor den Küsten Europas statt vor Afrika und ist weniger auf Rettung als auf die Überwachung der EU-Außengrenze aus.


270 Tote
1.6.2011


366 Tote
3.10.2013


Die kürzeste Verbindung von Libyen nach Lampedusa beträgt etwa 300 km.


330 Tote
11.2.2011


125 Tote
4.8.2011


700-950
19.4.2011

MAROKKO

LIBYEN

LIBYEN
Nach dem Sturz des Diktators Gaddafi herrscht quasi Anarchie. Im Osten des Landes gibt es ein Parlament, das von Milizen im Westen nicht anerkannt wird. Daher können Schlepperbanden vor allem im Westen frei agieren.

GAMBIA

Die politische Opposition wird verfolgt. Es gibt Berichte über Todesurteile und Folter. Zudem werden Homosexuelle verfolgt.

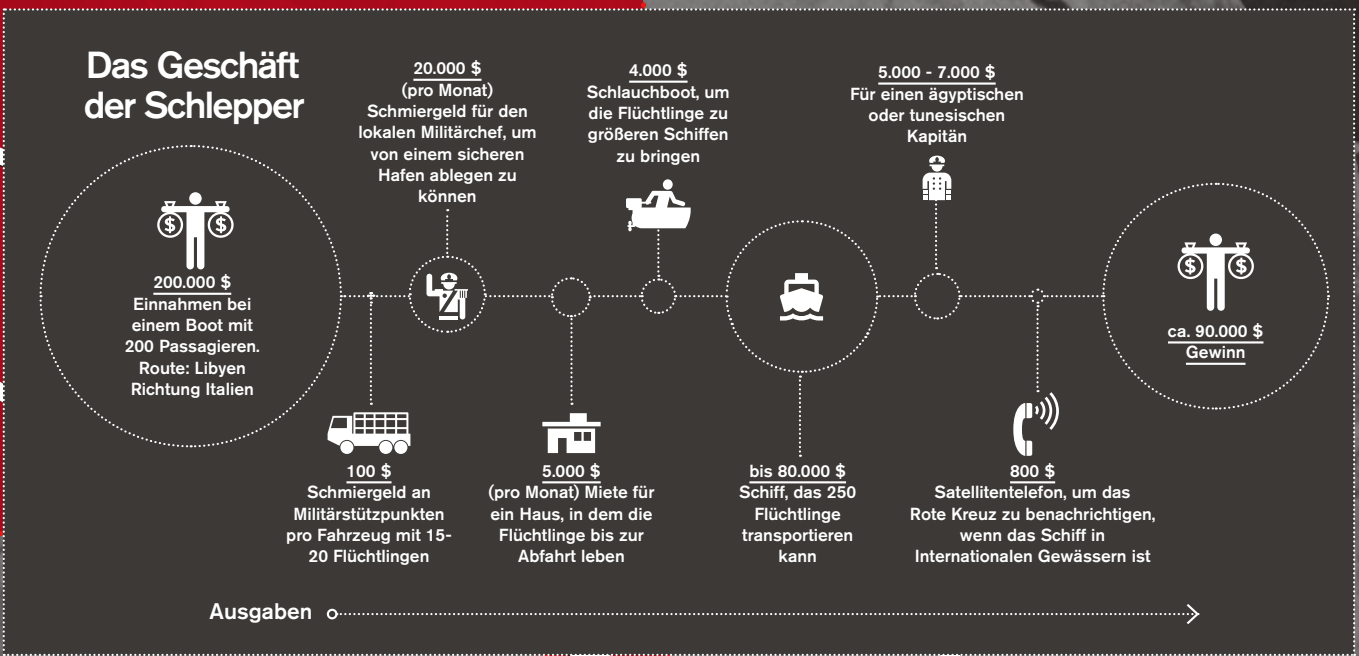
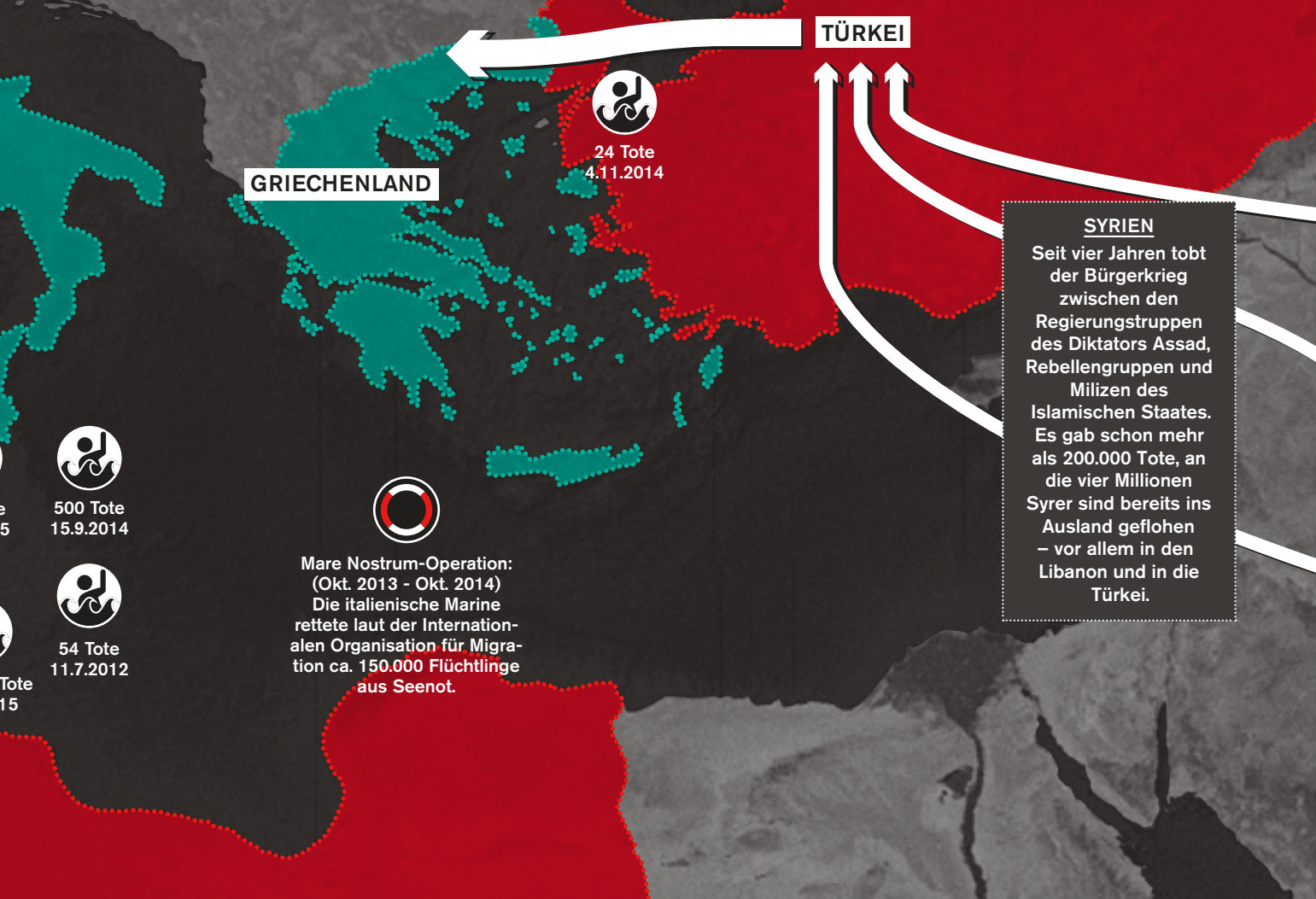
MALI

Islamisten und Tuareg führen Krieg gegen die schwarzafrikanische Mehrheit. 2013 intervenierten französische Truppen, doch der Konflikt schwelt weiter.


SOMALIA

Nach dem Sturz der Regierung 1991 eskalierte der Bürgerkrieg. Seit 2012 hat Somalia wieder eine „permanente“ Regierung, die nicht überall anerkannt wird. Der Bürgerkrieg hat schon mehr als zwei Millionen Menschen aus ihren Heimatregionen vertrieben.

Jedes Jahr versuchen Tausende von verzweifelten Menschen über das Mittelmeer nach Europa zu gelangen, wo sie auf ein besseres Leben hoffen. Unser Schaubild zeigt einige Beispiele, woher die Flüchtlinge kommen, wohin ihre Reise geht, wo einige der Unglücke stattfanden – und was die Schlepper verdienen



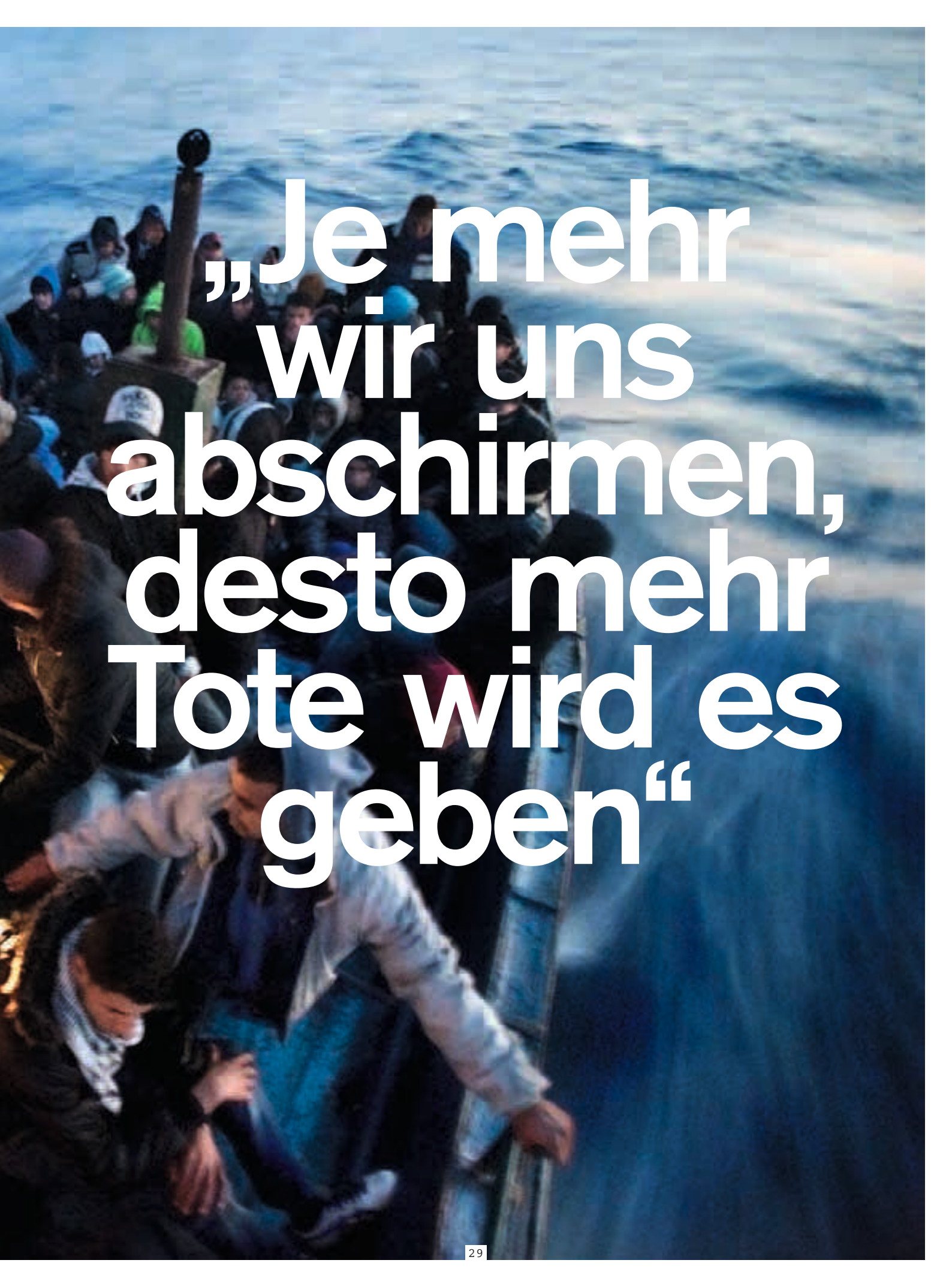
Infografik: Ole Häntzschel (Quelle: UNHCR, internationale Presseberichte, Opferzahlen sind Schätzungen), Schleggergrafik: New York Times / Andrea di Nicola, siehe nächste Seite



Die EU will die Schleuserkriminalität bekämpfen.
Aber wie? Der italienische Kriminologe
Andrea Di Nicola hat jahrelang über
die Mechanismen und die Hintermänner
des Geschäfts mit den Migranten
recherchiert. Mit ihm muss man reden

Interview von Julius Müller-Meiningen
Fotos: Giulio Piscitelli

Der italienische Fotograf Giulio Piscitelli hat sich an Bord
eines Flüchtlingsschiffes begeben und die äußerst gefährliche
Überfahrt dokumentiert



„Je mehr
wir uns
abschirmen,
desto mehr
Tote wird es
geben“



Diese Seite und die gegenüberliegende: Migranten auf dem Weg zur tunesischen Küste, um dort auf eines der Schleuser-Schiffe zu gelangen, die Kurs auf Italien nehmen

→ **fluter: Angenommen, ich lebe in einem Dorf in Somalia und will nach Hamburg fliehen. Wie gehe ich vor?**

Di Nicola: Du hörst dich bei Bekannten um und bekommst eine Telefonnummer von einem Agenten, der für deine Gegend zuständig ist. Er sagt dir: „Ich bringe dich für 1.000 Dollar in den Niger, dann musst du selbst weitersehen.“ So arbeitest du dich Schritt für Schritt weiter. Irgendwann hast du mit den Männern zu tun, die dich über die Grenze nach Libyen bringen. Dort wirst du in eine der Hütten irgendwo an der Küste gepfercht. Wenn du Pech hast, wirst du Opfer von Gewalt. Die Schlepper wollen die Kontrolle über die Menschen haben. Schließlich geht es irgendwann nachts los, ihr werdet auf einen Kahn gedrängt. Tage später greift euch die italienische Marine auf. Die Italiener können euch nicht zwingen, Fingerabdrücke abzugeben. An Land hörst du dich um, suchst Kontakte zu Schleppern, die dich bis nach Deutschland bringen, im Auto zum Beispiel. Oder du versuchst allein dein Glück.

In Ihrem Buch „Bekenntnisse eines Menschenhändlers“ schreiben Sie: „Es wird Zeit, dass wir uns von der Vorstellung verabschieden, dass es sich bei Schleusern um kleine Gauner handelt, die sich auf die Schnelle ein paar Dollar verdienen wollen.“ Wer steckt hinter den kriminellen Organisationen, die die Flüchtlinge nach Europa schleusen?

Man muss sich das wie in der freien Wirtschaft vorstellen. Da gibt es kleine und große, mittlere und multinationale Unternehmen. So ist das auch im Business der illegalen Einwande-

rung. Das sind knallharte Geschäftsmänner, die in einem gigantischen Netzwerk zusammenarbeiten und ihre Vertreter selbst in den abgelegensten Gegenden der Welt haben.

Muss man sich das wie eine Art Mafia vorstellen?

Nein. Das sind organisierte Kriminelle, aber keine Mafiosi. Es sind auch sehr kleine Gruppen darunter. Jeder arbeitet auf seinem Reiseabschnitt, ist sozusagen spezialisiert auf einen Teil des Angebots. Es handelt sich um das größte illegale Reisebüro der Welt mit ausgelagerten Unternehmenszweigen.

Wer sind die Hintermänner der Organisationen?

Bei unseren Recherchen haben wir zum Beispiel in Kairo einen Mann kennengelernt, der sich El Douly nennt. Er ist einer von denen, die das große Geschäft machen. Er operiert nur in Ägypten, hat eine ganze Reihe von Agenten im Süden des Landes. El Douly und seine Männer sorgen dafür, dass die Migranten über die Grenze nach Libyen gelangen. Dort werden sie dem nächsten Schlepperring anvertraut, mit dem sie dann über das Mittelmeer kommen.

Wie funktioniert die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Netzwerken?

Sie bekriegen sich untereinander nicht, sondern kooperieren. Da greift ein Rad ins andere. Der kurdische Schleuserkönig Muammer Küçük hat einmal gesagt: „Vor 15 Jahren gab es nur ganz wenige von uns. Es war ein jungfräulicher Markt. Heute sind wir viele, aber es gibt Platz für alle.“

Wie kann man diese Hintermänner am besten beschreiben?

Das sind ausgebuffte Profis. Diejenigen, die die überfüllten Boote übers Mittelmeer steuern, sind kleine Fische. Da kann man Tausende verhaften, und es passiert nichts. Wie bei Drogendealern. Entscheidend sind die Personen, die das Netzwerk zusammenhalten. Sie können sich gut ausdrücken, haben Charisma. Bei unserer Recherche passierte es, dass ich mich dabei ertappte, wie ich dachte: „Der ist ja sympathisch.“ In Wahrheit sind das Verbrecher.

Wie ist die Arbeit in den Netzwerken aufgeteilt?

Es gibt die Agenten oder Emissäre, die Flüchtlinge anwerben und in direktem Kontakt mit den Migranten sind. Dann gibt es beispielsweise die Skipper, die Schiffe übers Meer steuern. Meist kennen sie ihre Chefs gar nicht, sondern werden von Vermittlern instruiert. Dann gibt es diejenigen, die die Flüchtlinge von einer Anlaufstelle in einer Stadt in ein Versteck am Meer transportieren. Andere agieren als Wachleute oder als Kassierer. Jeder hat seinen Anteil am Geschäft.

Wie viel Geld verdienen die Schleuser insgesamt?

Nach Angaben der Internationalen Organisation für Migration machen Schleuser weltweit einen Jahresumsatz von drei bis zehn Milliarden Dollar. Sehr vorsichtig geschätzt verdienen die Schleuser allein im Mittelmeer jährlich ca. 80 Millionen Dollar.

Wie kommt man auf diese Zahl?

1.000 Dollar ist der Standardpreis für die Überfahrt von Libyen nach Italien. Bei 1.000 Menschen kommt ein Schleuser auf eine Million Dollar. Nimmt man 200.000 Bootsflüchtlinge wie für das Jahr 2014 an, dann kommt man auf 200 Millionen Dollar. Setzt man nur 500 Dollar pro Überfahrt an, ergibt das 100 Millionen Dollar Jahresgewinn für die Mittelmeer-Schlepper.

Wie sind die Tarife auf den anderen Flüchtlingsrouten?

Ein Syrer, der über die Türkei nach Europa kommt, zahlt zwischen 6.000 und 7.000 Dollar. In Afrika südlich der Sahara wird in einzelnen Tranchen von 500 bis 1.000 Dollar für jede Etappe, jeden illegalen Grenzübertritt gezahlt. Die gesamte Reise nach Europa kostet einen afrikanischen Flüchtling mindestens 5.000 Dollar.

Was machen die Schleppernetzwerke mit dem Geld?

Manche investieren in andere illegale Geschäfte wie Drogen oder Waffen. El Douly hat Restaurants und Geschäfte. Das Geld wird reinvestiert, etwa zur Bestechung von Grenzbeamten. Bei den Schleppern in Libyen ist es wahrscheinlich, dass das Geld auch den Terrorismus finanziert.

Welche strategische Bedeutung hat das zerfallende Libyen für die Schleuser?

Libyen ist ein neuralgischer Punkt. Aber stel-

len wir uns vor, wir könnten Libyen aus der Landkarte einfach herauschneiden und das Schlepperproblem so beseitigen. Es würde nichts nützen. Die Schleuser überlegen 24 Stunden am Tag, wie sie die Festung Europa stürmen können, und sind rasend schnell. Während wir uns um das Mittelmeer Gedanken machen, kommen haufenweise Menschen über den Balkan nach Europa. 100.000 Menschen im Jahr. Macht man Libyen dicht, dann kommen sie über eine andere Route.

Bedeutet das, dass die Bekämpfung der Schleuser ihnen eigentlich in die Karten spielt?

Es kommt darauf an, wie man vorgeht. Ein ukrainischer Schleuser sagte uns: „Ihr werdet den Flüchtlingsstrom nie abschneiden können. Ich bin wie Moses, der erste Schleuser der Menschheitsgeschichte. Das ist eine unversiegbare Quelle. Wenn ihr Fluchtwege abschneidet, spielt ihr nur unser Spiel. Denn wir werden neue finden. Ihr zieht die Mauern um die Festung Europa höher? Wir erhöhen die Preise.“ Je mehr wir uns abschirmen, desto mehr Tote wird es geben, und desto mehr Flüchtlinge werden die illegale Einreise riskieren.

Was ist also zu tun?

Die Ermittler sind im Vergleich zu den Schleppern sehr langsam. Es ist, als ob sie in einem Ruderboot einem Schnellboot hinterherfahren. Europaweit müssten die Ermittler viel mehr zusammenarbeiten. Wir brauchen einheitliche, strenge Gesetze, Datenbanken. Die EU müsste sich so gut wie die Schleuser koordinieren. Wir brauchen eine neue, europaweit einheitliche Flüchtlingspolitik.

Wissen die Flüchtlinge um die Gefährlichkeit der Flucht und die angespannte soziale Lage in vielen Teilen Europas?

Die meisten wissen Bescheid. Es gibt nur wenige Unbedarfte, die die Realität verdrängen. Ich erinnere mich noch an einen Flüchtling, der sagte: „Mein Schlepper ist ein guter Mann. Er ist die einzige Chance, die ich habe. Zu Hause werde ich umkommen.“ Selbst wenn sie bei Schwarzarbeit für 500 Euro im Monat unter schlimmen Bedingungen Tomaten in Kalabrien pflücken

5.000 Dollar zahlen manche afrikanische Flüchtlinge für die illegale Reise nach Europa





Sie haben es geschafft - zumindest ins Aufnahmelager auf der italienischen Insel Lampedusa. Auch wenn die Strapazen noch nicht vorbei sind, immerhin besteht keine Lebensgefahr mehr

müssen, sind sie einverstanden. Denn das ist 50-mal so viel Verdienst wie zu Hause. Mit dem Geld können sie ein ganzes Dorf ernähren.

Welche Folgen haben die EU-Dublin-Verordnungen, nach denen die Flüchtlinge nur in dem Land Asyl beantragen können, in dem sie ankommen? Also meist Italien, Griechenland oder Bulgarien.

Die Dublin-Verordnungen bedeuten zusätzlichen Gewinn für die Schleuser. Denn auch die Flüchtlinge, die Recht auf Asyl haben, zahlen Tausende von Dollars, um dort hinzukommen, wo sie ihren Asylantrag stellen können. Das hat mit unserem Selbstverständnis von Europa als Wiege der Menschenrechte nichts mehr zu tun. Ein sizilianischer Bischof sagte: „Holen wir die Asylbewerber doch lieber vor Ort mit Flugzeugen ab, das ist letztendlich sogar günstiger.“

Was denken Sie über den Vorschlag, die Boote der Schlepper zu bombardieren?

Das ist kurzsichtig. Wenn man garantieren könnte, wirklich alle für die Flucht verwendeten Kähne zu vernichten, okay. Aber das ist unmöglich, Schiffe werden neu gebaut, und die Schlepper sind sehr agil darin, sich neu zu organisieren. Ich habe das Gefühl, es handelt sich um medienwirksamen Aktionismus.

Nach Ihrer Beschreibung klingt es so, als habe Europa kaum Chancen gegen die Schlepperorganisationen. Müssen die Grenzen geöffnet werden, um ihnen wirklich beizukommen?

Ich glaube, Grenzen entsprechen einem menschlichen Bedürfnis. Sich abzugrenzen fördert auch die eigene Kultur und schützt das, was sich innerhalb dieser Grenzen und Mauern befindet. Wenn man die Grenzkontrollen abschafft, dann beseitigt man zwar ein Problem, nämlich die Schlepperkriminalität. Aber man schafft auch ein neues. Man muss ein Gleichgewicht finden zwischen unbegrenzter Öffnung und totaler Abschottung.

Worin besteht der Kernfehler, den Europa in der Flüchtlingspolitik begeht?

Die Schlepper kooperieren und sind schnell. Die 28 Länder der EU sind langsam, misstrauen sich und sind in nationalen Egoismen verhaftet. Außerdem fehlt es an einer politischen Vision. Der Blick darf sich nicht auf die nächste Wahl richten, sondern wirklich auf die Lösung des Problems. ←

ANDREA DI NICOLA

Andrea Di Nicola, 41, ist Professor für Kriminologie an der Universität Trient mit den Forschungsschwerpunkten organisierte Kriminalität, Menschenhandel und Immigration.

Nach jahrelangen Recherchen veröffentlichte er 2015 zusammen mit dem Journalisten Giampaolo Musumeci das Buch „Bekenntnisse eines Menschenhändlers – Das Milliardengeschäft mit den Flüchtlingen“ (Verlag Antje Kunstmann, München, 2015, 206 Seiten, 18,95 Euro).

Hiergeblieben

Aufenthaltserlaubnis, Asylverfahren, Königsteiner Schlüssel – klingt alles furchtbar bürokratisch. Doch es ist wichtig, dass der staatliche Umgang mit Flüchtlingen genau geregelt ist. Ein kleines Brevier



WAS IST DER UNTERSCHIED ZWISCHEN MIGRATION UND FLUCHT?

Unter Migration versteht man den dauerhaften Wechsel des Wohnorts. Auch Flüchtlinge sind also Migranten, allerdings solche, die sich durch gewisse Lebensumstände – Krieg, Verfolgung (aufgrund ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder ihrer politischen Überzeugung) oder Naturkatastrophen – gezwungen sehen, umzusiedeln. Weltweit leben mehr als 232 Millionen Menschen nicht in ihrer Heimat.

WIE VIELE ASYLANTRÄGE WERDEN BEI UNS GESTELLT?

Die Zahl der Flüchtlinge, die in Deutschland erstmalig Asyl beantragen, ist in den vergangenen Jahren stark gestiegen. 2007 waren es noch 19.164, 2014 schon 173.072. Bis zum Jahresende wird mit rund 450.000 Asylanträgen gerechnet. In den ersten drei Monaten dieses Jahres wurde mehr als jeder dritte Antrag bewilligt. Bei Flüchtlingen aus Syrien, Eritrea und dem Irak lag die Quote bei 84,8, 72,9 und 92,4 Prozent.

WER KÜMMERT SICH BEI UNS UM DIE ASYLANTRÄGE?

Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) in Nürnberg. Dessen Außenstellen in den Bundesländern führen die Asylverfahren durch. Dabei dauert die Bearbeitung eines Antrags durchschnittlich knapp sechs Monate – mit dem Ziel, diese auf drei Monate zu verkürzen. In dieser Zeit leben die Asylbewerber meist in Unterkünften, die von den Bundesländern und Kommunen betrieben werden. Einen Asylantrag für Deutschland kann man nur in Deutschland stellen, nicht im Ausland.

WOHER KOMMEN DIE FLÜCHTLINGE?

Die meisten Erstanträge auf Asyl in Deutschland in den ersten vier Monaten 2015 stammten von Menschen aus dem Kosovo (25,2 Prozent), aus Syrien (19,3 Prozent) und Albanien (11 Prozent).

WIE IST DER AUFENTHALT FÜR AUSLÄNDER IN DEUTSCHLAND GEREGLT?

Wer nicht aus einem EU-Land oder einem Mitgliedsstaat des Europäischen Wirtschaftsraums stammt, benötigt für einen längeren Aufenthalt in Deutschland grundsätzlich einen Aufenthaltstitel. Neben dem Visum für die Einreise sind das eine Aufenthaltserlaubnis (zeitlich befristet), die Blaue Karte EU (zunächst befristet), eine Niederlassungserlaubnis oder eine Erlaubnis zum Daueraufenthalt-EU (unbefristet).

WARUM KOMMEN EIGENTLICH MEHR MÄNNER ALS FRAUEN?

Tatsächlich waren laut Jahresbericht 2013 des BAMF 63,4 Prozent aller nach Deutschland kommenden Asylbewerber männlich; in der Altersgruppe 18 bis 25 Jahre waren es sogar 74,8 Prozent. Das könnte daher kommen, dass jungen Männern oft die strapaziöse Flucht eher zugetraut wird. Zudem kommt in patriarchalischen Gesellschaften Männern eher die Rolle des Verdieners zu, der die Familie mit Geld aus dem Ausland versorgt.

WER LEGT FEST, WO EIN FLÜCHTLING UNTERKOMMT?

Mit dem „Königsteiner Schlüssel“ werden Aufnahmequoten für die einzelnen Bundesländer festgelegt – entsprechend der Steuereinnahmen und der Bevölkerungszahl der Länder. Die Aufnahme in den Kommunen erfolgt ebenfalls nach einem Schlüssel. Hier spielt vor allem die Einwohnerzahl eine Rolle: Je größer die Stadt, desto mehr Flüchtlinge muss sie unterbringen.

WARUM WERDEN FAMILIEN NICHT AUTOMATISCH ZUSAMMENGEFÜHRT?

Tatsächlich verhindert der Königsteiner Schlüssel, dass Familienmitglieder automatisch zusammenleben können, bis ihr Asylantrag entschieden ist. Eine Ausnahme besteht nur für minderjährige Kinder oder für besonders hilfs- und pflegebedürftige Menschen.

WIE GEHT ES WEITER, WENN EIN ASYLANTRAG BEWILLIGT WURDE?

Einem Antragsteller, der als Asylberechtigter anerkannt worden ist, wird von der Ausländerbehörde eine Aufenthaltserlaubnis mit dreijähriger Gültigkeit ausgestellt. Nach den drei Jahren wird eine unbefristete Niederlassungserlaubnis erteilt, wenn die Asylberechtigung nicht zu widerrufen ist, und sich der Antragsteller selbst versorgen kann. Asylberechtigten stehen die gleichen Sozialleistungen zu wie deutschen Staatsangehörigen. Es besteht unbeschränkter Zugang zum Arbeitsmarkt, und Ehegatten und Kinder können unter erleichterten Bedingungen aus dem Ausland nach Deutschland geholt werden. Zudem besteht ein Anspruch auf Teilnahme an einem Integrationskurs.

HAT JEMAND, DESSEN ANTRAG AUF ASYL ABGELEHNT WURDE, NOCH EINE CHANCE, IN DEUTSCHLAND ZU BLEIBEN?

In den Bundesländern gibt es sogenannte Härtefallkommissionen, die ein Bleiberecht an Ausländer vergeben können, die eigentlich ausreisen müssen. Hierfür wird geprüft, ob die negative Entscheidung menschlich oder moralisch vertretbar ist.

Durststrecke

→ Die Temperaturen an der Grenze zwischen Mexiko und Kalifornien steigen im Sommer auf über 45 Grad. Ein paar Dornenbüsche liefern den einzigen Schatten in der Steinwüste. Trotzdem machen sich jedes Jahr Hunderttausende auf einen beschwerlichen Weg: von Mexiko, Mittel- und sogar Südamerika nach Norden. Oft unterschätzen sie die Gefahren der Reise. Eine simple Idee jedoch rettet Leben: Freiwillige Helfer aus San Diego deponieren Wasserkanister in der Wüste.

Die Klimaanlage läuft auf Hochtouren, draußen steigen die Temperaturen. Die Fahrt im verstaubten Minivan von Enrique Morones führt aus der US-amerikanischen Großstadt San Diego hinaus in ödes, hügeliges Niemandsland. Der Asphalt flimmert, auf dem Seitenstreifen des Freeways stehen in regelmäßigen Abständen die Fahrzeuge der Grenzschutzpolizei. Enrique, ein kräftiger Mittfünfziger in Jeans, Sweatshirt und Wanderschuhen, biegt ab auf eine Seitenstraße. „Noch zehn Minuten bis zur Grenze“, erklärt er den freiwilligen Helfern im Auto – sie alle sind jetzt Aktivisten seiner Organisation „Border

Jedes Jahr sterben an der Grenze zwischen Mexiko und den USA Hunderte Menschen bei dem Versuch, illegal einzuwandern. Damit in Zukunft weniger verdursten, deponiert eine Gruppe von Aktivisten Wasserkanister in der Wüste. Unterwegs mit den „Border Angels“

Von Kerstin Zilm

Angels“. Sie bringen Wasser in die Wüste – für all die Flüchtlinge, die illegal die Grenze überqueren.

Die Politikstudentin Cynthia Randolph hilft Morones zum dritten Mal. „Ich kann mir jetzt vorstellen, was die Immigranten durchmachen. Sie sind mindestens drei Tage unterwegs, verlieren da draußen langsam das Bewusstsein.“ Letztes Jahr haben laut US-Grenzschutz über 450.000 Immigranten ohne Papiere versucht, die Grenze zu überqueren. Viele schaffen es, aber regelmäßig finden Grenzbeamte in der Wüste auch tote Menschen, die kein Glück hatten. Flüchtlinge, die es zwar geschafft haben, den Grenzzaun mit seinen Signalanlagen zu überwinden, die aber anschließend beim Marsch durch die Wüste gestorben sind.

Ryan Simon ist Ernährungswissenschaftler, er ist zum ersten Mal mit den Border Angels unterwegs. „Erst heute habe ich erfahren, dass jeden Tag zwei Menschen bei dem Versuch, in die USA zu kommen, sterben. Hoffentlich helfen wir mit dem Wasser, dass ein paar mehr überleben.“

Wir stehen an der Grenze, einer scheinbar endlosen, über vier Meter hohen Wand aus zusammengeschweißten Metallplatten. Enrique biegt ab auf den holprigen Sandweg, der parallel dazu verläuft, dann hält er an, alle öffnen die Türen. Heiße Luft wie aus einem Backofen nimmt uns den Atem. Enrique warnt vor Schlangen, Skorpionen und Spinnen, während wir Wasserkanister aus dem Auto heben und sie unter der gnadenlosen Sonne in den mickrigen Schatten von Dornenbüschen und Felsen tragen. Nach fünf Minuten sind wir durchgeschwitzt, nach einer Viertelstunde erschöpft. „Es ist sehr leicht, hier zu sterben“, sagt Enrique.

Er hat viele Immigranten gefragt, warum sie trotz der Gefahren den Weg durch die Wüste wählen. „Die meisten



Der Zaun ist bis zu vier Meter hoch, aber nicht so schwer zu überwinden



LA FRONTERA

Länge des Zauns zwischen
den USA und Mexiko:

1.125 Kilometer

Länge der gesamten Grenze
zwischen den USA und Mexiko:

3.144 km

Jährliche Tote: etwa 400 bis 500
Ausstattung: Kameras, Sensoren,
Drohnen;

Lateinamerikaner, die trotzdem
jedes Jahr illegal ins Land
kommen: 350.000

haben so große Hoffnungen. Es ist ihnen das Risiko wert, und wenn sie hören, dass jemand gestorben ist, sagen sie: Er war nicht vorsichtig genug.“ Er steckt einen langen Stab mit einer kleinen roten Fahne neben das Depot – das Zeichen, dass hier Wasser ist. Mehrere Dutzend dieser Stationen werden regelmäßig mit Wasser bestückt.

Ein Wagen der Grenzpatrouille fährt im Schritttempo auf uns zu und hält an. Der Uniformierte am Steuer winkt Enrique zu sich. Sie sprechen ein paar Minuten miteinander, dann verschwindet das Auto in einer Staubwolke. Die Border Angels haben nach Jahren der Lobbyarbeit ein Abkommen mit den Grenzern. Die erlauben die Depots und lassen sogar Einwanderer, die dort ihre Wasserflaschen füllen, in Ruhe. Doch es



Ein Mitglied der „Border Angels“ unterwegs, um Wasserkanister zu deponieren

gibt auch Aktivistengruppen wie das „Minuteman Project“, die an den Stationen auf Einwanderer warten, sie einkreisen, die Polizei verständigen und warten, bis die Unglücklichen festgenommen werden. Enrique hat sie sogar im Verdacht, Wasserkanister zu zerstören. „Wir finden regelmäßig Behälter, die mit Messern aufgeschlitzt wurden. Wenn die Menschen hier durstig ankommen, sind die Kanister leer. Ihre Hoffnung war

Andere Aktivisten machten die Kanister kaputt oder legten sich dort auf die Lauer

vergebens, und sie müssen ohne Wasser weitergehen.“ Er deutet auf ein Stück Stoff hinter dem Felsen – der Ärmel eines Anoraks, daneben ein pinkfarbener Kinderrucksack und ein paar Meter weiter ein löchriger Strumpf. Überreste einer Gruppe auf der Durchreise.

Ryan drängelt, die letzten Wasserkanister aus dem Auto zu holen. Er trägt zwei in jeder Hand. Seine Haare kleben an der Stirn. Sein T-Shirt ist völlig durchnässt. „Der Gedanke, dass eine Person dieses Wasser findet und wir dadurch vielleicht ein Leben retten können, ist einfach sehr befriedigend.“

Wenig später sitzen wir wieder im Auto bei laufender Klimaanlage. Enrique verspricht, an der nächsten Tankstelle zu halten. „Gute Arbeit! Ihr habt ein Eis verdient!“ Wir bedanken uns, freuen uns aber vor allem auf ein: frisches, kühles Wasser. ←



Manche Einwanderer fahren auf Zügen weiter, andere legen zu Fuß viele Kilometer zurück

Eiskalt



Oben: Ganz akribisch hat die Staatssicherheit der DDR Beweismaterial wie Skisocken oder Butterbrote erfasst, die sie entlang der Fluchtroute fand

Rechts: Mit dieser im Wald gebauten Leiter stiegen Jürgen Resch, sein Bruder und ein Freund über den Grenzzaun

Er floh aus der DDR in den Westen. Als ihm seine Frau nicht folgte, stieg er wieder über den Grenzzaun – zurück in sein altes Leben. Die unglaubliche Geschichte von Jürgen Resch

Von Maike Nedo

→ Monatlang hatten sie ihren Plan ausgeheckt, hatten Fluchtrouten ausgearbeitet und wieder verworfen, hatten davon geträumt, wie es sein könnte – das Leben in einem Land ohne Grenzzäune und Todesstreifen. In einem Land, das einem jungen Menschen mehr zu bieten hat als die DDR. Und dann waren sie eines Tages aufgebrochen, mitten in der Nacht: die Brüder Jürgen und Roberto und ein Freund, alle Mitte 20. Am 3. März 1984 morgens um drei ging es los, von Steinach aus, einem kleinen Ort in Thüringen. Sie verabschiedeten sich von ihren Frauen und machten sich auf in die Dunkelheit und Kälte.

Außerhalb des Ortes schnallten sie ihre Langlaufski an, glitten lautlos den Berg hinunter, dann quer durch den tief verschneiten Fichtenwald. Nach 15 Kilometern kamen sie auf eine Lichtung, über die sich ein Signalzaun zog, eine der eigentlichen Grenze vorgelagerte Sicherungsanlage, die bei der geringsten Berührung der Drähte Alarm auslöste. Sie versteckten sich in einer Schneekuhle, beobachteten die Grenzstreife und bauten schließlich eine Leiter aus jungen Fichtenstämmen. Über zehn Stunden verbrachten sie in der Kälte. Als es wieder dunkel wurde, trugen sie die Stehleiter an den Zaun und kletterten einer nach dem anderen hinüber. Alles blieb ruhig. Bis zur eigentlichen Grenze waren es noch zwei Kilometer, ein Minenfeld, begrenzt von zwei Metallzäunen. Sie hofften, dass der alte Schnee den Druck ihrer Schritte auf dem Minenfeld dämpfen würde und sie unversehrt auf die andere Seite kämen. Kurz nach 21 Uhr waren sie im Westen. Tettau hieß der bayerische Grenzort, in dem sie erschöpft an eine Haustür klopfen. Es folgten Bahnhofsmision, Notaufnahme- und Durchgangslager, Befragungen durch die Polizei und die Amerikaner in Nürnberg. Irgendwann ging es nach Mainz, dahin, wo die Mutter von Jürgen und Roberto geboren war und ihre Verwandtschaft lebte.

Am 4. März 1984 steht Helga Resch in ihrer Küche und macht Klöße und Hirschbraten für ihre Söhne, die zu diesem Zeitpunkt längst im Westen sind. Wenig später steht die Volkspolizei vor der Tür. Helga Resch und ihr Mann werden bis spätabends verhört, gedemütigt, mit Lügen konfrontiert, eingeschüchtert. Sie sollen in den Westen fahren und ihre Söhne zurückholen. Auch die Frauen der Flüchtlinge werden in Sonneberg verhört: Kerstin und Susanne Resch hatten selbst die Polizei informiert, denn das war der Plan: so zu tun, als sei man nicht eingeweiht gewesen, um dann die Ausreise zu beantragen und den Männern hinterherzureisen.

Aber die Staatssicherheit glaubt ihnen nicht, die Verhöre dauern die ganze Nacht. Immer wieder die gleichen Fragen. Als die Stasi droht, ihr ihren Sohn David wegzunehmen, kann Kerstin Resch dem Druck nicht mehr standhalten. Sie gesteht, dass die Frauen von der Flucht der Männer wussten. Schließlich werden sie zu jeweils 15 Monaten Gefängnis verurteilt. Da liegen bereits sechs Wochen Untersuchungshaft in Suhl hinter ihnen – unter schlimmsten Bedingungen. Nur Kerstin Resch wird auf Bewährung entlassen und darf zurück nach Hause zu ihrem Sohn.





Die Informationen aus dem Osten kommen kaum im Westen an. An den Männern, die eben noch glücklich über ihre gelungene Flucht waren, nagt die Ungewissheit: Wann können ihre Frauen nachkommen? Ist der Plan aufgegangen? Jürgen Resch fragt sich zudem, ob seine Frau überhaupt noch zu ihm will. Ihre Beziehung war in der letzten Zeit nicht die beste, außerdem hat er Gerüchte gehört, dass Kerstin einen neuen Mann hat. Ist es wahr, dass sie sich scheiden lassen will und ihren Ausreiseantrag zurückgezogen hat? Irgendwann hält Jürgen Resch die Unsicherheit nicht mehr aus: Er muss zurück, um sich mit Kerstin auszusprechen, er muss wieder über die tödliche Grenze – dieses Mal vom Westen in den Osten.

Mittlerweile ist es Sommer, kein Schnee schützt ihn vor den Minen. Stattdessen wirft Jürgen Resch vor jedem Schritt einen Stein auf den Boden und springt dann genau dorthin, wo er gelandet ist. Dann läuft er durch den Wald bis zum Grenzsicherheitszaun; zweieinhalb Meter hoch, Betonsäulen in regelmäßigen Abständen, dazwischen die Alarmdrähte. Keine Holzleiter, kein Bruder, kein Freund. Er greift zwischen die Drähte, krallt sich an einer der Säulen fest, arbeitet sich Stück für Stück nach oben. Dann erreicht er den sogenannten Abweiser – einen in Richtung Osten geneigten Stacheldraht, der nicht unter Spannung steht –, klettert drüber und springt auf die andere Seite, hinein in die DDR. Hinein in sein altes Leben.

Gegen Mitternacht erreicht er das Haus in Steinach. Eigentlich will er sofort weiter – mit seiner Frau und seinem Sohn zur Botschaft der BRD in Ostberlin, damit sie alle in Sicherheit sind. Aber Kerstin will erst einmal reden. Zwei Nächte und einen Tag versteckt er sich bei ihr, sie sprechen über ihre Ehe, über die Fehler, die er gemacht hat, über den anderen Mann, über ihre Zukunft hier oder im Westen. Dann steht plötzlich die Staatssicherheit vor der Tür. Jürgen Resch wird mitgenommen und wenig später zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, von der er eineinhalb Jahre absitzt. Er ist sich sicher, von seiner Frau verraten worden zu sein. „Die Typen waren sich so sicher, dass ich hier irgendwo stecke“, sagt er später.

Tatsächlich informierte Kerstin Resch die Behörden über die Rückkehr ihres Mannes – zumindest geht das nach der Wende aus den Akten der Staatssicherheit hervor. Längst hatte sie ihren Ausreiseantrag zurückgezogen und der Scheidung zugestimmt. Seit ihrer Entlassung aus der Untersuchungshaft hatte sie zudem regelmäßig mit der Stasi sprechen müssen. Aber auch die Grenztruppen der DDR hatten die

**Tote an der Berliner Mauer
1961-1989: 138**

**Tote an der innerdeutschen
Grenze insgesamt, inklusive auf
der Flucht Verunglückter,
Selbstmorden nach entdeckter
Flucht und erschossenen
Grenzsoldaten nach Zählung
durch die Zentrale
Erfassungsstelle in Salzgitter:
872**

**Tote an allen DDR-Grenzen
zwischen 1945 und 1989
inklusive auf der Flucht
Verunglückter, Selbstmorden
nach entdeckter Flucht und
erschossenen Grenzsoldaten
nach Recherchen des Berliner
Mauermuseums/der
Arbeitsgemeinschaft
13. August: 1.393**

illegale Einreise von Jürgen Resch anhand der Fußspuren bereits entdeckt, bevor er sein Haus erreichte. „Jürgen ist den Weg, den er damals abgehauen ist, auch wieder zurück. Genau das war sein Fehler, dadurch sind die ihm wohl auf die Spur gekommen“, sagte Kerstin Resch später der Journalistin Heike Otto, die für ein Buch über den Fall recherchierte*.

„Für sie war es wohl die sauberste Lösung. Wenn Jürgen nicht zurückgekommen und die Grenze nicht aufgegangen wäre, dann hätte sie den nie wiedergesehen. Einfach tschüss und weg.“ Das sagt Susanne, Kerstins ehemalige Schwägerin und damals beste Freundin. „Eine Trennung ohne Zoff und Zirkus. Ohne Gewalt, ohne Jähzorn, ohne Szenen.“ Für ihre Inhaftierung macht Susanne Kerstin Resch nicht verantwortlich. Bewältigt hat sie ihre Erlebnisse bis heute nicht, sie leidet unter Albträumen und Platzangst. Das Frauengefängnis Hoheneck war bekannt für seine unmenschlichen Haftbedingungen. Die Häftlinge bekamen Hormone, die den weiblichen Zyklus und die Psyche beeinflussten.

Jürgen und Kerstin Resch haben sich nach seiner Verhaftung nur noch einmal gesehen. Am Tag seiner Gerichtsverhandlung im September 1984. Keiner in der Familie Resch hat in all den Jahren über die Erlebnisse gesprochen – auch nicht nach dem Fall der Mauer 1989. Sie konnten nicht miteinander reden und auch nicht mit anderen, Therapieversuche wurden abgebrochen.

Erst 2009 sprechen sie zum ersten Mal. Mit der Journalistin Heike Otto, die die Geschichte der Familie Resch aufschreiben, sie vor dem Vergessen bewahren will. Stundenlang redet sie mit vielen Beteiligten und merkt: Die Flucht ist auch 25 Jahre später noch nicht vorbei. ←



Wo Menschen landen

Ende 2012 besetzten Flüchtlinge eine Schule in Berlin. Trotz mehrmaliger Aufforderung zur Räumung blieben viele dort wohnen

3

DAS RECHT AUF ASYL

Das Asylrecht ist in Artikel 16a des Grundgesetzes festgeschrieben. Eingeschränkt wird dieses Recht vorrangig durch das Dublin-Verfahren – oder wenn ein Asylbewerber über einen „sicheren Herkunftsstaat“ einreist, in dem offenbar keine Verfolgung stattfindet – sofern der Asylbewerber nicht das Gegenteil belegen kann. Vor 1993 galt das Asylrecht vorbehaltlos. Mit der Grundgesetzänderung und Verschärfung des Asylverfahrensrechts trat 1993 zugleich das Asylbewerberleistungsgesetz in Kraft, das die Art der Unterstützung regelt, die Asylbewerber bekommen.



Zelte und Hütten, soweit das
Auge reicht. Im Lager Dadaab
verkehren Busse, es gibt
Schulen und Geschäfte. Auch
wenn es nicht so aussehen mag:
Für viele Bewohner ist das
Leben hier wesentlich besser
als in ihrer Heimat



Megalager

Gedacht war es als Camp für 100.000 Flüchtlinge – geworden ist daraus so etwas wie eine Großstadt. Doch nun könnte Dadaab im Osten Kenias bald geräumt werden

→ Wie löst man die drittgrößte Stadt eines Landes einfach so auf? Vor dieser Frage steht das Flüchtlingshilfswerk der UN. Denn Kenias Regierung will das weltgrößte Flüchtlingslager in Dadaab schnellstmöglich schließen. Doch viele der laut UNHCR rund 350.000 Menschen können nicht in ihre Heimat Somalia zurückkehren, weil dort nach wie vor ein Bürgerkrieg herrscht.

Kenia aber vermutet, dass das Lager von der somalischen Islamisten-Miliz Al-Shabaab als Rückzugsraum missbraucht wird. Erst im April erschossen Terroristen an der kenianischen Universität Garissa knapp 150 Menschen. Kenias Vizepräsident William Ruto forderte daraufhin von der UN, das Flüchtlingscamp zu schließen – andernfalls werde das kenianische Militär diese Aufgabe übernehmen. Immerhin konnte UN-Flüchtlingskommissar Antonio Guterres Kenias Regierung davon überzeugen, auf völkerrechtswidrige Abschiebungen nach Somalia zu verzichten. Auf Unterkünfte, Schulen und medizinische Versorgung könnten Rückkehrer wohl kaum hoffen.

Anders als in Dadaab: Das Flüchtlingslager im Osten Kenias hat sich seit 1992 gewandelt, von einer provisorischen Zeltstadt, gedacht für nicht einmal 100.000 Menschen, zu einer Großstadt, in der zeitweise mehr als eine halbe Million Menschen leben. Dadaab verfügt neben Hütten über befestigte Häuser, Geschäfte, Werkstätten, sogar einen Busbahnhof. Koordiniert vom UN-Flüchtlingshilfswerk und mehreren Camp-Managern, die so etwas sind wie die Bürgermeister der Stadt, arbeiten in Dadaab derzeit 25 Hilfsorganisationen. So kümmerte sich die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) um medizinische Untersuchungen in der Aufnahmestelle des Camps, CARE verteilte Lebensmittel, die Internationale Organisation für Migration (IOM) transportierte die Flüchtlinge von der somalischen Grenze ins Lager. Trotz der bitteren Armut sollen die dortigen Krankenhäuser und Schulen besser sein als in manch anderer kenianischen Stadt. Die Kritik der internationalen Hilfsorganisationen an der geplanten Schließung war deshalb auch groß, nun soll es ein „freiwilliges“ Rückführungsprogramm geben. Aktuell bespricht die UN mit der somalischen Regierung, wie ein solches Programm aussehen könnte. Bei einem Testlauf, der im Dezember begann, konnten bislang allerdings erst 2.000 Menschen nach Somalia zurückgebracht werden.

Aber eins steht fest: Zurück wollen die wenigsten – zumal nicht wenige in Dadaab geboren wurden und nichts anderes kennen als die Lagerstadt. ←

Hosgeldiniz*

Zwei Millionen Flüchtlinge aus Syrien sollen in der Türkei leben. Das führt zu sozialen Spannungen, und dennoch heißen viele die Menschen aus dem Krisengebiet willkommen. Ein Bericht aus Istanbul

Von Çiğdem Akyol

→ „Wir lassen unsere Brüder nicht im Stich. Niemand, der um sein Leben fürchten muss, wird zurückgeschickt.“ Oder: „Wir werden den Syrern nicht die Tür verschließen.“ Sätze des türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan, der nicht müde wird, den Menschen in Syrien und den syrischen Flüchtlingen in seinem eigenen Land Mut zuzusprechen. Seit über vier Jahren tobt im Nachbarland ein Bürgerkrieg: Mehr als 3,9 Millionen Syrer sind mittlerweile ins Ausland geflohen, die meisten von ihnen sind in den Nachbarländern untergekommen. Allein im Libanon sind rund 1,2 Millionen Flüchtlinge registriert – bei einer Bevölkerung von geschätzt vier Millionen Einwohnern. Das würde in Deutschland 24 Millionen Flüchtlingen entsprechen.

Schon im Juni 2011, unmittelbar nach Beginn des Aufstands gegen den syrischen Diktator Baschar al-Assad, versprach Erdoğan den Flüchtlingen offene Grenzen. Innerhalb von zehn Tagen strömten fast 10.000 Syrer in die sichere Türkei, Ende 2014 lebten hier 1,6 Millionen Syrer, mittlerweile sollen es schon über zwei Millionen sein. Die Regierung hat mehr als 20 Flüchtlingslager errichtet, zu denen auch Schulen und medizinische Einrichtungen gehören. In den Camps bekommen die Bewohner Scheckkarten, auf die das UN-Welternährungsprogramm und die türkische

Katastrophenschutzbehörde pro Monat knapp 30 Euro pro Flüchtling laden. Damit können die Menschen Lebensmittel und Textilien kaufen.

Der 28-jährige Bassam Ali flüchtete vor zwei Jahren aus seiner Geburtsstadt Latakia nach Istanbul. Er ist Übersetzer für Englisch, Arabisch und Russisch und wartet gerade auf seine Einreisepapiere für Polen, wo er einen Job finden will und Freunde hat. Nie, so sagt er, habe er sich in Istanbul ungewollt oder unwohl gefühlt. „Natürlich werden wir Syrer nicht überall freudig empfangen, aber niemand legt uns Steine in den Weg oder diskriminiert uns.“ Ganz unbürokratisch habe er seine Aufenthaltsgenehmigung bekommen und sogar als Übersetzer Arbeit gefunden. „Nirgends haben es die Syrer so leicht wie in der Türkei.“ Warum er dennoch nach Polen will? „Ich möchte einen europäischen Pass.“

Für Syrer, die von der türkischen Regierung offiziell als Gäste bezeichnet werden, gibt es, anders als für Flüchtlinge aus anderen Ländern wie etwa dem Irak, theoretisch keine Restriktionen. Sie dürfen sich überall im Land niederlassen und kostenlos staatliche Krankenhäuser nutzen. Wer sich registrieren lässt und damit einen sicheren Aufenthaltstitel erhält, soll demnächst problemlos eine Arbeitsgenehmigung bekommen.

Natürlich reichen die Container- und Zeltstädte für all die Menschen nicht aus, der Großteil der Flüchtlinge muss bei Verwandten unterkommen, sucht sich auf eigene Faust eine Wohnung, manche leben auf der Straße. Zuweilen sitzen ganze Familien in Istanbul auf den Fußwegen, betteln oder verkaufen Wasserflaschen. Andere leben in Abbruchhäusern oder campieren in öffentlichen Parks.





Menschen über und unter den Dächern: Istanbul ist eine riesige Stadt.
Über 14 Millionen Menschen leben hier offiziell. In den vergangenen
Monaten sind viele Flüchtlinge hinzugekommen

Die meisten Syrer versuchen, sich entweder in Istanbul oder einer der großen Städte im Südosten durchzuschlagen. Im süd-türkischen Gaziantep mit 1,9 Millionen Einwohnern ist jeder zehnte Einwohner mittlerweile ein Syrer. „Natürlich haben wir Probleme hier“, sagt Nursal Çakıroğlu, der Vizegouverneur der Provinz. „Aber insgesamt kommen wir doch ziemlich gut zurecht.“ Von der „Politik der offenen Arme“ spricht man in der Türkei – überall im Land hängen Plakate der Regierung, die dazu aufrufen, den „muslimischen Brüdern und Schwestern“ zu helfen. Es geht wohl nicht nur um Nächstenliebe, mit derlei Appellen bedient die islamische Regierungspartei AKP auch ihre gläubige Wählerschaft.

Einst verband Präsident Erdoğan und den syrischen Diktator Assad sogar eine Männerfreundschaft, aber das ist vorbei. Als der Bürgerkrieg anging und für türkische Unternehmen in Anatolien wichtige Wirtschaftswege in Syrien wegbrachen, musste sich die Türkei außenpolitisch entscheiden – das hat sie, und zwar gegen Assad. „Die türkische Regierung bemüht sich auf aufrichtige Weise, den entkommenen Syrern zu helfen“, lobt auch Hisham Marwah, Mitglied der syrischen Exilopposition in Istanbul.

Doch nicht alle Türken sind mit der Politik der offenen Arme zufrieden: Weil die Syrer um Arbeitsplätze konkurrieren und mancherorts die Mietpreise hochtreiben, schlägt den Flüchtlingen gelegentlich Ablehnung oder sogar Wut entgegen.

Nach einer Untersuchung der Hacettepe-Universität in Ankara glauben 56 Prozent der Türken, dass die Syrer ihnen die Arbeit wegnehmen. Im November wurde syrischen Flüchtlingen im Badeort Antalya das Bleiberecht verwehrt. Menschen ohne gültige Papiere sollten die Küstenstadt innerhalb von zwei Wochen verlassen.

Zudem kämpft das Land mit hohen Lebenshaltungskosten und dem Verfall der heimischen Währung. Dennoch hat die Türkei laut Präsident Erdoğan bislang für die Versorgung der syrischen Flüchtlinge umgerechnet fünf Milliarden Euro aufgewendet. „Die westlichen Staaten, die nach eigenen Angaben viel reicher sind als wir, überlassen die Flüchtlinge dem Tod im Meer“, kritisierte Erdoğan und fordert von den europäischen Ländern mehr Unterstützung für die Bürgerkriegsflüchtlinge.

Dass die Türkei in Zukunft nicht unbedingt bereit sein wird, noch wesentlich mehr Flüchtlinge ins Land zu lassen, zeigte sich bei einem Vorfall in der Nähe der syrischen Grenzstadt Tall Abyad. Als dort Mitte Juni Tausende Syrer über den Grenzzaun in die Türkei wollten, wurden sie von türkischen Soldaten mit Wasserwerfern und Warnschüssen zunächst daran gehindert. Möglicherweise ist selbst die Gastfreundschaft der türkischen Regierung irgendwann erschöpft. ←

***Das ist Türkisch und heißt: Willkommen. Gesprochen: Hosch-Gell-di-niss**

Pack mal mit an

Zum Glück gibt es mittlerweile viele Initiativen, in denen Flüchtlinge selbst aktiv sind. Wir stellen einige vor

Von Xaver Waldmann

→ Kein Wunder, dass viele Flüchtlinge darüber klagen, dass die Langeweile in ihrer neuen Heimat so ziemlich das Schlimmste ist. In der Regel führen sie ein Leben in Abhängigkeit. Sie warten ständig auf den nächsten Bescheid einer Behörde und sind weitgehend zu Tatenlosigkeit verdammt. Ohne Erlaubnis dürfen sie kein Geld verdienen oder eine Ausbildung machen, und selbst wenn sie eine Arbeitserlaubnis haben, ist es meist schwer, eine Stelle zu bekommen. Menschen, die es gewohnt waren, in ihrem früheren Leben für sich und ihre Familie zu sorgen, werden so zu Bittstellern gemacht. Geld- und Sachspenden von engagierten Nachbarn sind zwar gut gemeint, aber sie verändern die Position vieler Flüchtlinge nicht: Sie bleiben passive Empfänger von Leistungen. Diese Beispiele zeigen, wie es besser läuft:

In der Küche

Vier Studenten gründeten 2013 in Berlin den Verein „Über den Tellerrand“, der Flüchtlinge mit schon länger in Deutschland lebenden Menschen zusammenbringt. Konkret funktioniert das zum Beispiel so, dass Flüchtlinge Kurse geben,



Bei „Cucula“ bauen Menschen aus aller Welt Möbel - und erhalten dort eine Ausbildung

in denen sie zeigen, wie man Speisen aus ihrer Heimat zubereitet. Für die Initiatoren ist das Kochen „eines der akzeptierten Medien des kulturellen Austausches“. Derzeit planen sie, „Über den Tellerrand“ in vielen Regionen Deutschlands anzubieten. Ein Buch mit Rezepten aus 14 Herkunftsländern gibt es bereits. ueberdentellerrand.org

Im Hotel

In Wien hatte die Caritas die gute Idee, ein ehemaliges Altenheim in ein Hotel umzuwandeln, in dem fast alle Angestell-

ten Flüchtlinge sind. Der Rezeptionist im „Hotel Magdas“ ist aus Guinea-Bissau, die Küchenhilfe kam aus dem Iran und eine Tschetschenin reinigt das Haus. Insgesamt 20 Flüchtlinge aus 16 Ländern arbeiten hier zusammen. Ein Jobcoach leitet sie an und hilft, wenn es Probleme gibt. Wer im Magdas übernachten will, sollte übrigens im Voraus planen. Das Hotel hat zwar erst im Februar eröffnet, doch es ist schon jetzt oft ausgebucht. www.magdas-hotel.at

In der Werkstatt

Hämmern, schrauben und sägen – das ist der Job von Ali, Maiga, Saidou, Moussa und Malik aus Westafrika. Bei „Cucula“, einer Flüchtlingsfirma für Handwerk und Design, produzieren die fünf Möbelklassiker des italienischen Designers Enzo Mari, teilweise stammt das Holz von ehemaligen Flüchtlingsbooten. Die Idee für dieses Projekt hatte der Möbeldesigner Sebastian Däschle. Mit dem Verkauf von Möbeln und durch Spenden finanziert Cucula Flüchtlingen eine Ausbildung. www.cucula.org

Im Magazin

„Ich habe viel über die Frage nachgedacht, wie es wäre, wenn die Flüchtlinge eine Möglichkeit hätten, sich zu äußern – darüber, wer sie sind, was sie mitbringen, was sie brauchen, warum sie hergekommen sind und was sie belastet“, sagt Addis Mulugeta. Der regimekritische Journalist floh aus Äthiopien und landete im März 2010 in einer Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber in Würzburg. Dort gründete er das Magazin „Heimfocus“, in dem Flüchtlinge über alles schreiben, was ihnen am Herzen liegt. In der aktuellen Ausgabe findet sich neben einer Analyse der Pegida-Bewegung auch die ergreifende Geschichte einer Frau, die als Jugendliche aus Deutschland in den Kosovo abgeschoben wurde. www.heimfocus.net

Bleibt,

In einem wohlhabenden Hamburger Stadtviertel soll eine Flüchtlingsunterkunft entstehen. Arm und Reich nebeneinander – kann das gut gehen? Manche sagen: auf keinen Fall. Andere: gerade hier

**wo
ihr**

Von Friederike Mayer

seid



„Ich schämme mich!“

→ So heftig hatte er sich das nicht vorgestellt, als er damals seinen Sohn mitnahm. Der ist öfter dabei, wenn sein Vater Spielplätze eröffnet oder Reden hält. Damit er sieht, was Papa so macht als Leiter des Bezirksamts Eimsbüttel und wie Politik gemacht wird. Es war dann hoch hergegangen bei der Versammlung im April vor einem Jahr: Über 300 Menschen waren gekommen, um über die neue Flüchtlingsunterkunft zu diskutieren. Stattdessen beschimpften sie einander und lieferten sich heftige Wortgefechte. Ein „Horrorhaus“ werde das sein, hieß es.

Hinterher wunderte sich der 15-Jährige. Warum es die ganze Zeit um „die Ausländer“ ging – da brauchten Leute Wohnungen, und dort gab es schließlich welche. „Wo ist eigentlich das Problem?“, fragte er seinen Vater Torsten Sevecke. Der schimpfte über die „Bierzeltstimmung“.

Kurz danach schrieben alle Zeitungen darüber. „Asyl trifft auf Luxus“ oder „Flüchtlinge im Millionärs-Viertel“ – das waren so die Schlagzeilen. Ein Thema, wie gemacht für die Medien: In Harvestehude, einem Hamburger Nobelstadtteil an der Alster, sollen 220 Flüchtlinge untergebracht werden – zumindest wenn es nach Bezirksamtsleiter Sevecke geht. Der will die Unterkunft durchsetzen, um jeden Preis. Auch wenn das gerade schwierig scheint.

Das Gebäude an der Sophienterrasse 1a gehörte früher der Bundeswehr, es ist ein richtiger Behördenbau

Vor der geplanten Unterkunft demonstrierten Menschen.

Nicht um sie zu verhindern, sondern um sich mit den Flüchtlingen zu solidarisieren

mit vielen eng nebeneinanderliegenden Fenstern. 23 Wohnungen sollen hier entstehen, in einer von Hamburgs besten Lagen, wo die Quadratmeterpreise schon mal fünfstellig sein können und der Weg zur Außenalster kurz ist. Er führt vorbei an Gründerzeitvillen und neuen Apartments mit viel Glas, gepflegten Vorgärten und einem ehemaligen NS-Gebäudekomplex, der nun zu Luxuseigentumswohnungen und schönen Stadtvillen ausgebaut wird.

„Flüchtlinge passen hier nicht hin“, sagt der Inhaber einer Bar im Viertel und schüttelt den Kopf. Er wohnt seit über 40 Jahren hier. Die Unterschiede seien zu groß, und überhaupt, „mindestens 70 Prozent von denen klauen“. Wenige argumentieren so direkt wie er. Meistens heißt es, es werde zu sozialen Spannungen

kommen, Arm und Reich so dicht nebeneinander. Die Flüchtlinge würden sich hier nicht wohlfühlen. Ihre Kinder hätten in der Schule Probleme neben den wohlhabenden Klassenkameraden. Und ein Argument, das in der Presse oft wiederholt wurde: Die Einkaufsmöglichkeiten seien für Flüchtlinge viel zu teuer.

Torsten Sevecke mag seinen Job. Der 52-Jährige, kurze graue Haare, das Hemd in der Jeans, tritt selbstsicher auf, manchmal etwasforsch. Oft sagt er Sätze wie: „Der Staat muss handlungsfähig bleiben“ und klingt dabei, als würde er von sich selbst in der dritten Person sprechen. Doch momentan hat er ein Problem: Platz.

Die Flüchtlingszahlen sind wie im ganzen Land auch in Hamburg rasant gestiegen. In diesem Jahr wird die Stadt schätzungsweise mehr als 5.000 Flüchtlinge zusätzlich unterbringen müssen. Keine leichte Aufgabe in einer Metropole, in der Wohnraum knapp ist und selbst Gutverdienende oft monatelang nach einer Wohnung suchen. Und umso schwieriger im reichen Bezirk Eimsbüttel, wo es kaum mehr freie Flächen oder Gebäude gibt. „Wo immer sich eine Möglichkeit ergibt, nutzen wir die“, sagt Sevecke, „wurscht, was in der Umgebung passiert.“

Die Umgebung klagt. Drei Anwohner haben gegen die Unterkunft an der Sophienterrasse Beschwerde eingelegt. Und das Verwaltungsgericht Hamburg hat ihnen recht gegeben. Grund dafür ist ein Baustufenplan aus dem Jahr 1955, in dem es um „besonders geschütztes Wohngebiet“ geht. Ein Baustopp wurde verhängt, und seit Ende Januar stehen die Umbauarbeiten still. Noch knapp vier Monate sollte es dauern, dann hätten die ersten Familien einziehen können – eigentlich war schon für April die Eröffnung geplant. Jetzt liegt das Gebäude verlassen da, und hinter dem Bauzaun, der das Gelände abriegelt, wuchert der Löwenzahn.

In Harvestehude klagen sie gern, sagt Sevecke. Hier wohnen Menschen, die sich einen Anwalt leisten wie andere

einen Cappuccino. Die drei Kläger, wahrscheinlich direkte Anwohner, wollen nicht mit der Presse sprechen. Ihr Anwalt sagt, man wolle nicht „Öl ins Feuer gießen“. Und abwarten, wie das Oberverwaltungsgericht, die nächste Instanz, entscheide.

Er finde den Baustopp schade, sagt Peter Wettergren, 52, der in der Sophienterrasse wohnt. „Ich wüsste nicht, warum es zu Problemen kommen sollte“, sagt er, seine Nachbarn sähen das ähnlich. „Es ist eine wohltuende Provokation für die Anwohner, weil die meisten viel Geld bezahlt haben“, sagt Uwe Gutowski, 57, der mit seiner Frau hier oft entlangspaziert. Sie meint, gegen gebildete Syrer habe sie nichts, „aber Zigeuner und Kriminelle, das wäre nicht schön“.

„Ich schäme mich!“, sagt Cordula Plinz, die mit ihrer Familie im angrenzenden Stadtteil Eppendorf wohnt. „Diese Leute haben nur Angst um den eigenen Wohlstand.“

„Die meisten hier sehen das Asylbewerberheim positiv“, sagt Heidrun Petersen-Römer, 62, eine Schauspielerin, die den Verein „Flüchtlingshilfe Harvestehude“ mitgegründet hat. Sie wollten etwas tun, wie damals während des Jugoslawienkrieges, als die Bosnier kamen. Dafür sorgen, dass die Flüchtlinge sich wohlfühlen. Mittlerweile hat der Verein 110 Mitglieder, dazu kommen über 200 Unterstützer.

Sie treffen sich regelmäßig in der Aula des Wilhelm-Gymnasiums, nur eine Querstraße von der Sophienterrasse entfernt. Nebenan probt das Schulorchester, an den Wänden hängen die nachgemalten Werke alter Meister, und vor der kleinen Bühne steht ein Flügel. Die Stuhlreihen füllen sich, elegante Mäntel und Goldohrringe, eine gutbürgerliche Versammlung. Die meisten Teilnehmer sind älter. Auch Bezirksamtsleiter Sevecke ist gekommen, um den aktuellen Stand der Dinge zu erklären. Gegen die Entscheidung des Gerichts hatte das Bezirksamt Berufung eingelegt.

„Sie sehen hier einen Staat unter Druck“, sagt Sevecke. Er tritt routiniert auf, doch dieses Publikum macht es ihm nicht leicht. Viele kritisieren das Vorgehen des Bezirksamtes, es sei

ein Fehler gewesen, die Unterkunft ursprünglich als „soziale Einrichtung“ zu deklarieren, und warum man das Gelände nicht einfach umwidme. Als ein älterer Mann fragt, „ob man nicht noch einmal mit den Antragstellern reden könne“, bekommt er einen kleinen Szenenapplaus. Die Kläger sind hier nicht unbekannt, und es scheint, als wolle man das Ganze gerne unter sich klären, ohne großes Aufsehen. Im Verein haben sich mittlerweile viele Arbeitsgemeinschaften gegründet, zum Deutschlernen, für Freizeitangebote oder Kinderbetreuung.

Nur Flüchtlinge, die gibt es noch nicht.

„Wenn es einen Bereich in Hamburg gibt, der richtig hohe Integrationsleistungen erbringen kann, dann ist das der Bezirk Eimsbüttel“, sagt Sevecke. „Hier ist der geballte Mittelstand.“ Es gäbe so viele Menschen, die sich engagieren wollen, dass das Bezirksamt mittlerweile eine eigene Mitarbeiterin nur für die Koordination der Flüchtlingsinitiativen eingestellt habe. Aber können sich in Harvestehude Flüchtlinge wohlfühlen, in dieser elitären Umgebung? „Wahrscheinlich brauchen diese Menschen am meisten das Gefühl von Sicherheit“, sagt Petersen-Römer. „Und dieses Gefühl können wir ihnen geben.“

Für Torsten Sevecke ist klar, es geht bei dem Konflikt nicht um soziale Spannungen – es geht um Geld. Die Immobilienpreise sind in den letzten Jahren stark gestiegen, und die Kläger hätten Sorge, dass eine Flüchtlingsunterkunft den Wert ihrer Häuser mindere. Bei den Versammlungen sei das auch deutlich so gesagt worden. Doch die Flüchtlingsunterkunft werde es geben, „so sicher wie das Amen in der Kirche“. Nur wann, bleibt unklar. Um den Plan durchzusetzen, will der Senat jetzt den Bebauungsplan ändern. Das kann allerdings noch ein Jahr dauern. Der Mietvertrag, den der städtische Träger der Unterkünfte mit dem Landesbetrieb Immobilienmanagement geschlossen hat, läuft indes weiter, billiger wird das Vorhaben dadurch nicht.

Es sind vor allem die Jüngeren im Viertel, die sich für die Flüchtlinge stark machen – wie der 15-jährige Merlin Hosak, der in Eimsbüttel wohnt und glaubt, wenn die Flüchtlinge erst mal da sind, werde es keine Probleme geben. „Wenn wir die Jugendlichen aus dem Stadtteil, auf die zugehen und sagen: ‚Hey, Willkommen!‘, dann bezweifle ich, dass es zu Spannungen kommen wird.“ Wenn die Flüchtlinge erst mal da sind, wollen Merlin und seine Freunde ein „Urban Gardening“-Projekt mit ihnen starten.

„Ich bin auch dafür“, sagt der zwölfjährige Ben-Luis, der mit seinen Eltern im angrenzenden Stadtteil Eppendorf wohnt. „Wenn man die hier auch noch vertreibt, wo sollen die denn dann hin?“ Die Antwort auf seine Frage heißt: In die Gewerbegebiete. Nach Billstedt etwa, an den Rand der Stadt, wo es genug Flächen gibt, zunehmend Flüchtlingsunterkünfte und sozialen Sprengstoff.

Die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts, auf die alle monatelang gewartet haben, fiel Ende Mai: Die Beschwerde des Bezirksamtes gegen den Baustopp wurde zurückgewiesen. Bei der Flüchtlingsunterkunft handele es sich um keine Wohnnutzung „weil es an der Eigengestaltung und Freiwilligkeit des Aufenthalts fehlt“ heißt es in der Begründung. Das bedeutet, im noblen Harvestehude werden so schnell keine Flüchtlinge wohnen. Um den Plan durchzusetzen, will der Senat jetzt das Baurecht ändern. Das allerdings kann noch dauern. ←

Flüchtlinge
in
den
Stadtteilen
Eppendorf
und
Harvestehude

Diese geht es Wohnstand



Sarah rennt

Erst verlässt sie Bulgarien, um in Deutschland eine bessere Zukunft zu finden. Doch hier landet sie auf dem Strich, und als ihr Zuhälter sie schlägt, läuft sie davon. Doch ganz entkommen kann sie nie

Von Marlene Halser

→ Sarah ist erst 28 Jahre alt. Aber wenn sie von ihrem Leben erzählt, dann wirkt die rundliche kleine Frau mit dem schwarzen Haar und den grünen Augen sehr alt. Fast so, als wäre ihr Leben vorbei.

Aus Warna stammt Sarah, die in Wirklichkeit anders heißt. Das ist eine bulgarische Hafenstadt am Schwarzen Meer. Heute lebt sie in Essen. Sechs Jahre schon. „Früher war ich einmal sehr hübsch“, sagt Sarah. „Und schlank. Nicht so wie jetzt.“ Es klingt, als erzähle sie von einem anderen Menschen.

18 Jahre war Sarah alt, als sie sich zum ersten Mal verliebte. In Warna war das. Sie zog bei ihm ein. Aber seine Mutter war gegen die Verbindung – und warf sie raus. Plötzlich standen die beiden auf der Straße – ohne Geld. Sarah fing an, das zu tun, was sie „diesen Beruf“ nennt. Sie begann, sich zu prostituieren. „Es war seine Idee“, sagt sie und zuckt mit den Schultern, so als wolle sie sagen „nichts Besonderes“. Ein Job wie jeder andere. „In Bulgarien machen viele Mädchen diesen Beruf.“ 50 Euro gab es damals. In Bulgarien im Jahr 2005 muss das viel Geld gewesen sein. Hier in Essen bekommt sie 20, höchstens 30 Euro dafür. „Der Beruf ist total kaputt“, sagt Sarah.

Als sie zum ersten Mal abhaut, ist sie 20 Jahre alt: Schwanger sei sie gewesen, sagt sie. Von ihm. Doch er habe sie

verprügelt und zum Arbeiten geschickt, sodass sie am Ende sogar das Kind verlor.

In einer Diskothek in Warna treffen sie sich wieder. Ein Jahr ist vergangen. Er hat geheiratet. Ein Kind bekommen. Trotzdem fragte er sie, ob sie mit ihm nach Deutschland gehen will. Um Geld zu verdienen. Das ganz große Geld. Sarah willigt ein.

Warum sie mit ihm gegangen ist? Sie lächelt. Zieht den Mund ganz breit. „Liebe“, sagt sie dann, als würde das alles erklären, alles vergessen machen, was er ihr angetan hat.

Sie gehen nach Berlin. Sie steht an der Straße, acht bis zwölf Stunden täglich. Er arbeitet nicht, gibt aus, was sie verdient, schickt einen Teil sogar nach Bulgarien, zu Frau und Kind. Warum? „Wir haben uns geliebt, er hat sich um mich gekümmert.“ Irgendwann wurde er anders, hart und jähzornig und begann sie wieder zu schlagen. Dann müssen sie wieder fliehen. Diesmal nach Essen. „Er hatte Probleme mit anderen Leuten“, sagt Sarah. Wieder geht sie arbeiten, diesmal steht sie am Kirmesplatz.

Als sie zwei Jahre später beschließt zu gehen, hat sie Schmerzen. Der Mann, der einmal ihre große Liebe war, hat sie ihr zugefügt. Ein paar Rippen sind gebrochen. Sie hatte in der Nacht zuvor nicht genügend Geld nach Hause gebracht. Er will nach Bulgarien, und sie ergreift ihre

Als sie zwei Jahre später beschließt zu gehen, hat sie Schmerzen

Chance, packt ihre Sachen. Ein „guter Bekannter“ nimmt sie mit zu sich. Er kennt das Milieu, hat einflussreiche Freunde. Dort ist sie sicher.

Und dieses Mal muss sie nichts abliefern. Aber sie schläft mit ihm. Verliebt? „Nein“, sagt Sarah und lacht, „aber er war ein hübscher Mann.“ Sechs Monate hält die Beziehung, dann trennen sie sich. „Wie Freunde.“ Jetzt verdient sie ihr eigenes Geld, ohne Zuhälter.

Ein paar Monate später lernt sie wieder jemanden kennen, der ihr hilft. Ein deutscher Freier. „Ich hatte keine Wohnung“, erinnert sie sich, „stand mit all meinen Sachen auf der Straße.“ Auch er quartiert sie bei sich ein, ohne Gegen-

leistung. Dafür geht er mit ihr zum Jobcenter. Sarah ist 24 Jahre alt, als sie zum ersten Mal aufhört, sich zu prostituieren. Die Flucht aus ihrem alten Leben: Beinahe scheint sie zu gelingen.

Sie bekommt Hartz IV und eine Wohnung vom Amt, hilft in der Küche einer Kantine aus, beginnt einen Deutschkurs. Alles sieht gut aus. Doch dann wird ihr alles zu viel. „Ich hatte keine Lust“, sagt Sarah und zieht die schmal gezupften Augenbrauen zusammen, bis ihre Stirn eine senkrechte Falte wirft. Eine andere Erklärung gibt es nicht. Keine Lust, morgens aufzustehen, um in den Kurs zu gehen. Keine Lust, in der Kantine zu arbeiten. Dann wird sie krank. Gallensteine.

Vier Jahre ist es her. Den Deutschkurs hat sie nie zu Ende gemacht. Dafür steht sie wieder auf der Straße. Nicht oft. Ein, zwei Mal im Monat vielleicht. Weil das Geld vom Amt nicht reicht. Ihr altes Leben, es holt sie immer wieder ein. ←



SELTENER AUSSTIEG

In Deutschland gibt es schätzungsweise 150.000 bis 400.000 Prostituierte. Der Anteil der Prostituierten mit nichtdeutscher Herkunft liegt bei über 70 Prozent. Mehr als zwei Drittel von ihnen stammen aus Osteuropa, vor allem aus Bulgarien, Rumänien und Ungarn. Die Mehrheit ist durch eine Notlage, die ausgenutzt wird, ins Rotlichtmilieu geraten. Oft spricht man deshalb von „Zwangsprostitution“.

„Die Grenzen zwischen Zwang und Abhängigkeit sind fließend“, sagt Gerhard Schönborn vom Neustart e.V. in Berlin, einem Verein, der Prostituierten beim Ausstieg hilft. „Die meisten sehen sich selbst nicht als Opfer von Menschenhandel“ – obwohl sie die Möglichkeit hätten, Zuhälter anzuzeigen, die sie nach Deutschland gelockt haben, passiert das äußerst selten.

Zurück aus Digitalien

Mit 14 Jahren begann Hanns, sich ins Internet zu flüchten. Erst 14 Jahre später hat er Hilfe in einer Klinik gefunden

Protokoll von Natascha Roshani

→ Ich spiele jetzt seit fast einem Jahr nicht mehr. Nach 12 Wochen stationärer Behandlung. Äußerlich war ich dort zwar gerade 28 Jahre alt geworden, aber im Kopf total stehen geblieben. Ich war völlig hilflos und hatte keinen Plan vom Leben - auch jetzt habe ich noch einiges nachzuholen.

Es fing alles mit meiner ersten Freundin an, ich war komplett überfordert mit der Situation und bekam zum ersten Mal mit, dass ich die Welt und meine Probleme ausblenden kann, wenn ich den Kopf in den Rechner stecke. Das war mit 14. Mein einziger Freund spielte auch am Computer, und es gab niemanden, mit dem ich reden konnte. Auch wenn meine Freundin zu mir kam, spielte ich immer nur; irgendwann machte sie Schluss. Es war ein Teufelskreis, der mir in meinem Suchtleben ständig begegnete. Immer wieder vergrub ich mich in der digitalen Welt, um dann noch stärker von der Last erdrückt zu werden.

Nach dem Abi verletzte ich mir die Bänder an meinem linken Knie, und damit war

mein Traum, Pilot zu werden, vorbei. Alles, was ich mit meinem Leben machen wollte, war auf einmal weg. Ich ging dann nach Dresden zum Studieren. Sobald ich aus der Uni kam, fraß ich mich in den Rechner. Wieso, weiß ich nicht. Es lief einfach völlig aus dem Ruder. Klar hatte ich auch Freunde, aber vor allem lernte ich im Internet Leute kennen, die dieselben Interessen hatten - also Leute, die auch Spieler waren. Es war eine riesige LAN-Party. Man pushte sich gegenseitig, erzählte sich, was man gerade spielte, wie weit man war. Ständig boostete man sein Ego, erlebte in kürzester Zeit wahnsinnige Abenteuer. Alles war ein irrer Adrenalinkick, manchmal saß ich noch nach einem Spiel da und zitterte.

Ich bekam unglaublich viel Bestätigung, aber es war auch unglaublich schnell wieder vorbei, und deshalb brauchte ich ständig Nachschub. Ich habe alles genutzt, um in eine andere Welt zu fliehen: Animes, Mangas, Serien, Filme, viele Computerspiele - on- und offline - und Pornos.

Währenddessen igelte ich mich völlig ein, hauste in meiner Wohnung nur noch in einem Zimmer mit meinem Rechner und spielte so lange, bis ich nicht mehr konnte. Dann schlief ich 13 Stunden, stand auf und spielte weiter. Ich hatte gar keinen Biorhythmus mehr, aß aus

Konserven, bestellte Pizza und spielte immer weiter. Zwischendrin hatte ich immer wieder depressive Phasen.

Es war eine Flucht vor den eigenen Gefühlen - Wut, Trauer, Ängsten. Irgendwann erreichte ich eine komplette Emotionslosigkeit, spürte nichts mehr und stumpfte total ab. 14 Jahre war ich abhängig von meinem PC, bis ich mich in eine Französin verliebte und plötzlich wieder Gefühle hatte - positive. Auf einmal wollte ich nicht mehr das Häufchen Elend vorm Rechner sein, das ich war. Ich bin zur lokalen Suchtberatungsstelle gegangen und habe gesagt, ich will etwas ändern. Allein da rauszukommen ist unheimlich schwer. Man braucht jemanden, der einen an die Hand nimmt.

Es ist nicht so, dass ich kein Smartphone habe, aber ich bin jetzt viel achtsamer, hinterfrage mich ständig, warum ich mir zum Beispiel ein Video auf Youtube anschau oder im Internet surfe. Ich erlaube mir, mich gezielt im Netz aufzuhalten, aber ich darf nicht von Video zu Video springen, das wird immer kritisch für mich sein. Ein Smartphone kann eine Einstiegsdroge sein. Es ist wie bei einem Alkoholiker, du wirst dieses pathologische Verhalten nie wieder los.

www.klinik-schweriner-see.de



Das Heft ist
nicht genug:
*Geschichten
im Netz*

Sie können dich sehen

Im Inneren der EU verschwinden die Grenzen, doch nach außen werden sie immer weiter verstärkt. In den letzten Jahren haben die Mitgliedstaaten der EU aufgerüstet, um zu verhindern, dass Menschen illegal einreisen. Zentrale Stelle dafür ist die Agentur Frontex, die den Grenzschutz koordiniert. Der Fotograf Julian Röder hat sich auf die Spuren dieser supranationalen Behörde begeben. Er ging auf Patrouille in der Nähe des Grenzflusses Evros zwischen Griechenland und der Türkei, stattete dem Frontex-Hauptquartier in Polen einen Besuch ab und ließ sich die neuesten Überwachungssatelliten zeigen (siehe oben). Auf fluter.de seht ihr eine Auswahl seiner Bilder.

Flucht mit Facebook

Auf unserer Website erfahrt ihr, wie Schleuser Facebook nutzen, um für ihre hochriskanten „Reisen“ über das Mittelmeer zu werben - inklusive Informationen über Preise, Routen und Sonderangebote. Manche locken sogar mit Specials wie „Kids go free“ und lassen zufriedene Kunden als Werbefiguren auftreten.

Vorschau

So eine Großstadt ist gleichzeitig hektisch und faszinierend.
Gerade junge Leute zieht es oft ins urbane Treiben.
Da gibt es unendlich viele Möglichkeiten der Entfaltung,
aber auch oft die Gefahr der Vereinsamung. Fakt ist:
Immer mehr Menschen leben in Städten. Manche verdienen
auf dem Land einfach zu wenig, andere suchen für sich
eine Zukunftsvision. Fakt ist auch: Das nächste Heft widmen
wir dem Thema Stadt. Bis dann!

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 55, Thema Flucht, Sommer 2015
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion
Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion
Carmen Brunner

Artdirektion
zmyk/Jan Spading

Mitarbeit
Çigdem Akyol, Marion Bacher, Katharina Frey,
Sabrina Gaisbauer, Christian Gesellmann,
Marlene Halser, Flavia Lamprecht, Jan Ludwig,
Friederike Mayer, Julius Müller-Meinigen,
Maike Nedo, Oliver Neuroth, Alexandra Rojkov,
Natascha Roshani Xaver Waldmann, Lukas Wohner,
Kerstin Zilm

Dokumentation
Kathrin Lilienthal

Schlussredaktion
Florian Kohl, Timo Ahrens

Lithografie
Meike Jäger

Redaktionsanschrift/Leserbriefe
fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung
DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de; www.bpb.de

Abonnement & Leserservice
ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen
www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen
Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055, 18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
E-Mail: bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck
Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise
Cover EPA/Guardia Civil/picture alliance/dpa;
S.3 Shannon Jensen; S.4 Gregory Gilbert-Lodge,
Giulio Piscitelli/Contrasto/laif; S.5 picture
alliance/Photoshot; S.7 STR/AFP/GettyImages;
S.9/10/12 Gregory Gilbert-Lodge; S.13 laif; S.14-
16 Christian Gesellmann; S.18 Arthur Grimm/bpk;
S.18 Arthur Grimm/bpk; S.19 Vinzenz Engel/bpk;
S.21 Tobias Kruse/Ostkreuz; S.22-24 privat; S.25
Stringer/Reuters/Corbis; S.26-27 Ole Häntzschel;
S.28-32 Giulio Piscitelli/Contrasto/laif; S.34
Mark Ralston/AFP/Getty Images; S.35 Fabio
Cuttica/laif, Mark Ralston/AFP/Getty Images
(o.r.); S.36 BStU, MfS, BV Suhl, AU 132/86, Bd.
I, S. 108; S.37 BStU, MfS, BV Suhl, AU 132/86,
Bd. I, S.101; S.38 BStU, MfS, BV Suhl, AU
132/86, Bd. I, S. 97; S.39 Florian Büttner;
S.40/41 Brendan Bannon/IOM/UNHCR; S.42 Bulent
Kilic/AFP/Getty Images; S.43 Emine Gozde Sevim
(Untitled, aus der Serie Homeland Delirium.
Istanbul, 2011); S.44 Dawin Meckel/Ostkreuz;
S.46 Lars Berg/Imago; S.47 picture alliance/
dpa; S.50 Julian Röder/Ostkreuz

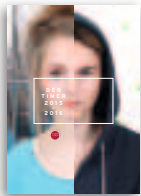
Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.



DER
TIMER
2015
-
2016

**JETZT
BESTELLEN!**

www.bpb.de/timer
[www.facebook.de/
bpbtimer](https://www.facebook.de/bpbtimer)



Der Timer kommt!

Der Timer ist der informative
Notizkalender der bpb.
160 Seiten stark.

Hier bestellen:

www.bpb.de/timer
Fax: (02 28) 99 51 51-1

Timer-Telefon für
Großbesteller (ab 250 Stück):
Tel: (02 28) 99 51 51-0

Übrigens:

Wer große Stückzahlen
bestellt, spart jede Menge!

bpb:
Bundeszentrale für
politische Bildung

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz



Schreibtisch von Thomas Kienzle

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an meinzimmer@fluter.de